This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

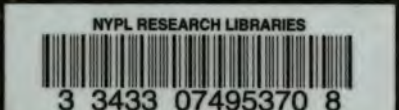
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07495370 8

Presented by

[illegible]ER

to the

New York Public Library

Sämmtliche

Werke

von

Caroline Pichler,

gebornen von Greiner.

13. Bändchen.

Wien, 1828.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Frauenwürde.

Von

Caroline Pichler,

gebornen von Greiner.

Dritter Theil.

Wien, 1828.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
243720
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1902

Der Übel Größtes ist die Schuld.

Schiller.

Erſter Brief.

Roſalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Freudenwald den 5ten Auguſt 1811.

Du haſt lange nichts von mir gehört. Zu wild bewegt ſich das Leben in ſtets wechſelnden, und meiſt peinlichen Geſtaltungen um mich her, und treibt aus ſeinen innerſten Tiefen Schauergebilde und düſtere Nebel hervor, die mich bald ſchrecken, bald in unbeſtimmt ſchwankenden Formen das Ärgſte fürchten laſſen, und zuletzt wieder in nichtigen Duft zerfließen. Warum kann nur ich allein keine Ruhe finden? Ich habe errungen, was ich für die höchſte Blüthe irdiſcher Seligkeit hielt, ich halte es feſt, und zu dem Bewußtſeyn des Beſitzes kommt das lohnende Gefühl angewandten Strebens, und vergoltener langer Leiden. Ludwigs Herz war nicht leicht zu erobern. Tauſend Ungeheuer, alte Vorurtheile, frühere Gewohnheiten,

falsche Schaam und Menschenfurcht mußten bekämpft werden. Jetzt ist er mein, er hängt mit heißer Liebe an mir, und dennoch — dennoch kann ich meines Glückes nicht ganz froh werden. So lang Leonore in unserer Nähe lebte, und die nöthige Schonung dieses Verhältnisses ihn mit tausend kleinen Banden gefangen hielt, schrieb ich die Störung meiner Ruhe diesem unheilbringenden Einflusse zu. Ich glaubte, daß mit ihrer Entfernung alle beengenden Verhältnisse gelöset, alle peinlichen Rücksichten, die mich hier zur Verläugnung meiner innersten Grundsätze, dort zu kleiner List zwangen, aufhören würden, und ich sah diesem Ereigniß, wie der Jahre lang Gefangene dem Moment der gelöseten Fesseln mit Sehnsucht entgegen. Es trat ein, und mein Zustand ist nicht gebessert.

In den ersten Tagen nach ihrer Abreise lag eine düstere Beklommenheit, wie ein trübes Gewölk, auf seinem Geist. Es war das Gespenst seines Weibes, das ihn mitten in dem seligsten Umfangen glücklicher Liebe aus meinen Armen emporscheuchte. Er schont sie mehr als recht ist, mehr, als sich mit dem, was er sich als Mann, was er mir schuldig ist, verträgt, und ich werde manchmahl versucht zu glauben, er liebe sie noch.

Nach und nach ließ zwar diese beengende Unruhe von ihm ab, und er kehrte wieder zu seiner freundlichen Stimmung zurück. Da fingen die Nattern des Neides und der Klatscherey an, um ihn zu zischen, und sein sonst so stolzes Herz vermag durchaus nicht, dieß mit Ruhe zu ertragen. Auch klagt er über wiederhohlte Beleidigungen, die ihm dein alter Bekannter, Lothar, zugefügt habe, der allerdings in Ansichten, Geistesrichtung und Betragen das in einer seltsamen Laune der Natur aufgestellte Widerspiel Fahrnau's zu seyn scheint. Diese zwey Wesen müssen sich hassen, weil, wie Leonore von Tasso und Antonio sagt, die Natur nicht Einen Mann aus ihnen Beyden machte.

Wahrlich, Lothar könnte bey dieser Mischung nur gewinnen, und auch Ludwig manches drückenden Bandes los werden, wenn er Etwas, ach nur Etwas von des democratischen Freundes kühner Verachtung der Meinung der Menge, und von jener unbezwinglichen Selbstständigkeit hätte, die diesen oft zu einem unerschütterlichen Felsen macht, an den, wenn gleich die Fluth an ihm zerschellt, und die Gewitter mit ihm kämpfen, sich doch die Hütte des Landmanns zuversichtlich lehnt.

Vor einiger Zeit kamen sie hart aneinander. Fahrnau wollte sich über den Streitpunct und den

eigentlichen Hergang der Dinge nicht recht gegen mich erklären. Es war eine Ehrensache, die, wie er meint, nicht vor das Tribunal seiner Freundinn gehöre. Sie sollen sich geschlagen haben. Andere sagen, nicht Lothar, sondern der Capitän Fierolles, der Bruder deines Freundes, wäre mit Ludwig in Streit gerathen, und hätte ihn gefordert. Es wurde darüber eine Menge geschwatzt, und man nahm davon sogar Gelegenheit, den Fürsten gegen Fahrnau einzunehmen, der ohnehin nur für jenen als Mensch, aber nicht für den Hof taugt. Alles das führt denn manche trübe Wolke vor Ludwigs Stirn, und er spricht mit ziemlichem Ernst davon, seine Stelle, die er nur gezwungen übernommen, niederzulegen. Das taugt aber durchaus nicht in meinen Plan. Es würde ein sehr störendes Getriebe in den stillen Gang meiner Hoffnungen werfen. Wäre er frey, wohin könnte, wohin würde er mit jener Schicklichkeit, die der Abgott seines Herzens ist, und der er Alles aufzuopfern vermag, sich hinwenden, als nach seinen Besitzungen, und zu Leonoren? Darum kann ich es nicht zugeben. Er muß durchaus hier bleiben. Übrigens glaube ich zu bemerken, daß auch Lothar Fahrnau's Entfernung vom Hofe sehr gern sehen würde. Er haßt Ludwig. Seit dem letzten Vorfall ist die Feind-

schaft offenbar ausgebrochen, und wer weiß, wie mancher geheime Pfeil selbst durch ihn, der hier sehr bedeutende Verbindungen hat, auf Fahrnau abgesendet wurde. Wenigstens sucht er bestimmt, ihn auf alle Art zu reizen. Er nähert sich jetzt auffallend unsern Kreisen, erscheint mit allem Glanz und Trotz, den ihm sein Einfluß und seine Denkart gibt, und besucht öfters sogar mich in den Stunden, wo ich Fremde sehe.

So stehe ich mit meiner Liebe, die so ganz und gar nichts mit jenem Treiben der Menschen zu schaffen hat, mitten in den gährenden Wirbeln kämpfender Gewalten, und kann nichts bewirken, um sie zu stillen, ja nicht einmahl versuchen, mich daraus zu retten, so lange Ludwig hier ist, an den einmahl mein Schicksal für diese Erde gebunden ist. Wirst du mich nun wieder ungenügsam und verschroben nennen, wenn ich mich in so feindlichen Berührungen des auf allen Seiten roh andringenden Lebens nicht glücklich fühle? Ach! Was jedem vom Geschick Verfolgten, Balsam in den Wermuthskelch träufelt, was den Ermüdeten freundlich in seine Arme nimmt, und am vertrauten Busen ruhen läßt, die Liebe und innigste Freundschaft, wird für mich zu Gift und Qual, und treibt mich schonungslos aus dem ersehnten Ruheplatz! Und ich soll nicht klagen?

Zweyter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Freudenwald den 12ten August 1812.

Alles scheint sich verschworen zu haben, mir das Leben hier zur Hölle zu machen, und die empfindlichsten Schläge kommen gerade von der Hand, von der sie am wenigsten zu erwarten waren, ja von der sie, bey Gott! nie kommen sollten.

Was ist aus mir geworden, Bruder, seit ein wunderbares Geschick mich mit diesem unbegreiflichen, unwiderstehlichen Wesen zusammengeführt? Ein Jahr ungefähr ist jetzt darüber hingegangen. Wo stand ich damahls? Wo stehe ich jetzt? Nein! Ich kann, ich darf mich nicht länger täuschen. Ich liebe Rosalien mit aller Gluth der höchsten Leidenschaft. Einmahl von dem ersten Funken ergriffen, war keine Besinnung, kein Kampf mehr im Stande, dem Auflodern der Feuersbrunst zu wehren,

die mein ganzes Ich, und, ich fühle es, mein Glück ergriffen hat. Jetzt, jetzt verstehe ich Leonorens Besorgnisse und ihre gezwungene Haltung. Sie glaubte damahls schon gegenwärtig, was erst später wurde; sie hatte mich verurtheilt und aufgegeben, ehe ich schuldig war.

So sehr ich aber mein tiefes Unrecht gegen sie fühle, so sehr fühle ich auch das ihre. Sie hätte mich nicht verlassen sollen! Daß sie es that, ist mir der unwiderleglichste Beweis, daß ihre Liebe sehr ruhig ist. Und das ist es, was mich im Innersten quält. Ist es Gewohnheit, Eitelkeit, tiefgegründete Neigung? Ich weiß es nicht. Aber der Gedanke, Leonoren gleichgültig zu seyn, schmerzt mich tief.

Auch Rosalie quält mich, nur auf ganz andere Art. Jener verächtliche Mensch, den die öffentliche Erklärung seiner Nichtswürdigkeit nicht aus meinen Umgebungen zu vertreiben im Stande war, fängt jetzt an, sich auch ihr zu nähern, und sie duldet es nicht bloß, sondern scheint wohl gar Gefallen an seinem sophistischen Geschwätze zu finden. Sie sieht ihn bey sich, obwohl ich sie dringend gebethen habe, es nicht zu thun. Sie scheuet sich, sagt sie, ihm das zu sagen; aber sie scheuet sich nicht, Etwas zu thun, was mir mißfallen muß.

Der schlaue Wüstling weiß ihrer Eitelkeit zu schmeicheln, und das ist es, was ihr seinen Umgang so anziehend macht. Sein Witz erschöpft sich in Sophismen, die unter allgemeinem Tadel das feinste Lob für sie enthalten. Er gibt ihr seine wüste Welterfahrung für Lebensphilosophie, und seine kalte Menschenverachtung dient ihr zur schneidenden Folie. Sie sieht sich allein geachtet, wo alles Andere in den Staub getreten wird, und so glaubt sie ihm die herzlos hingeworfenen Bemerkungen, die sie allein von der großen Anzahl der Weiber auszunehmen scheinen, die er verführt, und dem Elend preisgegeben hat.

Ich kenne jetzt einige Theile seiner Lebensgeschichte. Er ist der Sohn armer, aber rechtlicher Bürgersleute aus den Rheingegenden. Dem Willen des Vaters zuwider, der ihn zu einem Handwerk bestimmt hatte, riß ihn sein unbändiger Ehrgeiz hin, ein öffentliches Amt und Ehrenstellen zu suchen. Seine Eitelkeit beleidigte bald seines Gleichen, und sein vorlauter Witz machte ihm seine Vorgesetzten abgeneigt. So sah, oder glaubte er sich zurückgesetzt; aber nach seiner Meinung waren seiner Beförderung nicht das Ungeschick, womit er sich allen hergebrachten Formen widersetzte, und nicht der Trotz, womit er Alles tadelte und besser

wissen wollte, sondern bloß die Vorrechte höherer Classen entgegengestanden. Diese wurden also bald der Gegenstand seines Hasses, weil sie der seines Neides waren, und mit rachedürstendem Herzen schloß er sich an das System der Weltstürmer an, die eben damahls mit frischem Glanz und kühnem Muth in den Gegenden, wo er lebte, alte Sitte und alten Glauben zu stürzen gekommen waren. Er ließ sich selbst gegen sein Vaterland brauchen, und verließ es mit ihnen, weil er sich nach ihrem Abzug in der Heimath nicht mehr sicher glaubte. Seitdem hat er die Welt unter verschiedenen Masken durchstreift, hier als Künstler, dort als Offizier, da als Banquier an der Pharobank, überall ein eifriger Anhänger und Beförderer seines Systems, und gelegentlich Spion.

Es ist unbegreiflich, wie sich Rosalie über diesen Menschen ohne Glauben, ohne Tugend, ohne Grundsätze, so sehr täuschen, und über seinen Geist und seine Kenntnisse alle seine Laster und Nichtswürdigkeiten, mit denen ich sie bekannt gemacht habe, übersehen kann!

So viel habe ich von ihr erhalten, daß sie ihn seltener bey sich sieht, ja sich auch, wenn es möglich ist, verläugnen läßt, und ihn auf diese Weise nach und nach entfernen will. Sie zu einem raschen

Schritte zu bewegen, war unmöglich. Sie fürchtet ihn, ja sie fürchtet auch für mich, wie sie sagt, wenn sie ihn offenbar beleidigen würde.

Was könnte der Elende gegen mich beginnen? Das Schlimmste, was er mir nach seiner Ansicht zufügen würde, wäre, wenn er, die Zahl meiner Feinde am Hofe vergrößernd, früher zu bewirken suchte, was sie meinen Sturz nennen. Aber das ist es eben, vor dem mir am wenigsten bangt. Die beständigen Gegenwirkungen, die ich in Ausübung meiner Bestimmung von so vielen Seiten erfahre, dienen wahrlich nicht dazu, sie mir noch länger wünschenswerth zu machen, und ich würde schon jetzt keinen Augenblick anstehen, meinen Platz zu verlassen, wenn Graf Helfenstein hier wäre, den ich für einen Mann halte, welcher meine Stelle mehr als ersetzen wird, und in dessen Händen allein ich das theure mir anvertraute Pfand, an das eine voll erwiederte väterliche Zuneigung mich bindet, übergeben will.

Dritter Brief.

Roſalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Freudenwald den 15ten Auguſt 1811.

Eine neue Art von Qual und Unruhe erhebt ſich für mich, liebe Bertha, und aus den freundlichſten Beziehungen ſteigen, wie giftige Dämpfe aus den bunten Blumen der Tropenländer, nur verderbliche Folgen für mich empor.

Ich habe Dir geſchrieben, daß Lothar ſeit einiger Zeit mich öfters beſuche. Es iſt kein gefälliger Geiſt, der in ihm waltet; aber es iſt eine Kraft und eine Sicherheit in ſeinem Gemüth, die ihn über die armſeligen Verlegenheiten des gewöhnlichen Lebens, ſo wie über alle Vorurtheile und Schwächen hinwegführen. Er weiß beſtimmt, was er will, er will es kräftig, und hat Beſonnenheit und Muth genug, es bis ans Ende, das ihm immer klar vor Augen ſteht, zu verfolgen. Solch ein

Gemüth spricht uns allerdings nicht angenehm an; ja es hat für Jene, die seine Überlegenheit fühlen, etwas Drückendes. Ich möchte noch ein Wort aus Göthe's Tasso auf ihn anwenden: Es läßt sich nicht an seinem Busen ruh'n, doch läßt sich ihm vertrauen.

Ich habe ihn einst gefürchtet. Es lag immer etwas Spöttelndes und Lauerndes in seinen Zügen. Er gefiel sich darin, mich und Andere in kleine lebhafte Streitigkeiten zu verwickeln, mit Sophismen zu spielen, uns die Waffen in der Hand umzuwenden, und sich zuletzt an der Verlegenheit zu ergötzen, in die sein Witz und seine Scheingründe uns gesetzt hatten. Es schien mir kein Gemüth in dem Menschen zu seyn, und ich fühlte mich daher durch seine Gegenwart ziemlich eingeengt, obwohl mein Geist sich bald in dem bunten Spiele des seinigen gefiel, und bald von dessen mächtigen Schwingen, wenn es ihm beliebte, sie für einen ernsten Gegenstand zu entfalten, mit Gewalt fortgetragen fühlte.

Vielleicht bin ich ihm mit dieser Ansicht doch zu nahe getreten. Er mag wohl Gemüth haben, nur kein weiches, anschließendes. In ihm herrscht der Verstand vor. Er fordert scharf und bestimmt, Ursache und Folgen zu kennen. Was sich ihm im

wohlthätigen Halbdunkel der Phantaſie zeigt, zieht er unerbittlich ans Licht des Verſtandes, vor dem dann die täuſchenden Farben alsbald verſchwinden. Für Gefühle hat er nur kalte Begriffe. Ich bedaure ihn manchmahl darüber, und er lacht mich dafür aus. Dennoch ſtoſſen wir uns nicht mehr ſo grell ab, wie einſt; es ſcheint, als wäre ihm der Umgang mit einem weichen, phantaſiereichen Weſen Bedürfniß, und ich gebrauche mich ſeines klaren Verſtandes zum Leiter, oft zum Berichtiger meiner Vorſtellungen von der Welt, die mein gequältes Herz mir nun freylich anders als andern Menſchen, und, ich will es geſtehen, nicht immer richtig abſpiegelt.

So ſehe ich Lotharn eben nicht ungern bey mir erſcheinen. Der ſchroffe Freund kann mir auch vielfach nützen, und ich fühle endlich, daß auch ich ihm etwas bin. Aber Ludwig haßte ihn von jeher, und glaubt ſich ſeit dem letzten Vorfall berechtigt, ihn zu verachten. Er will durchaus nicht zugeben, daß ich ihn bey mir empfange, und ich ſcheue mich um ſo mehr, den kalten, ſpöttelnden Verſtandesmenſchen geradezu mit der Wahrheit von mir zu weiſen, da er mehr Einfluß hat, als man glaubt, und ſeine Plane klug und verborgen durchzuführen weiß.

Das habe ich Ludwig offenherzig gesagt, und einen Hekla in dieser Feuerbrust entzündet. Er kennt keine Furcht und am wenigsten vor Lothar. Er besteht seitdem noch heftiger darauf, daß ich diesen nicht mehr sehe, und er hat mir sogar angebothen, ihm die Verbannung aus meinem Hause selbst zu verkünden, wenn ich nicht den Muth dazu hätte. Das darf aber durchaus nicht seyn. Sprechen, offenbar feindlich begegnen dürfen sich diese zwey Menschen nicht, die wie zwey drohende Gewitterwolken an dem Horizont meines Lebens gegeneinander stehen. Es bleibt mir daher beynahe nichts übrig, als, was eines Jeden durchgreifende Kühnheit durchaus nicht dulden will, ohne ihr Vorwissen geschickt und klug zu vereinigen.

Eines ist, was mich in manchen Momenten noch mehr beunruhigt. Sollte es möglich seyn, daß noch ein anderes Gefühl Fahrnau so unversöhnlich machte? — Nein, es ist unmöglich! Er kann in seiner Brust keiner Empfindung Raum geben, die meiner grenzenlos sich hingebenden Liebe nach allen Opfern, die sie ihm gebracht, so entsetzliches Unrecht thäte! Er kann auch nicht auf Augenblicke glauben, daß ich fähig wäre, irgend Jemand außer ihm liebenswürdig zu finden! Lothar erscheint mir vielleicht achtungswerth, gewiß

aber furchtbar. So ist es meine Pflicht, still waltend für meinen Freund zu sorgen, und, da er es nicht verträgt, die Wahrheit offen zu hören, auch ohne sein Wissen den Haß jenes Geistes zu entwaffnen, und das drohende Gewitter freundlich über seinem Haupt hinwegzuführen. Darnach habe ich auch meine Maßregeln genommen, und solche Anstalten getroffen, daß ich Lothar nicht mit offenbarer Beleidigung zu entfernen brauche, und Ludwig ihn doch nie bey mir treffen soll.

Vierter Brief.

Mathilde Haller an ihre Schweſter.

Aus der Reſidenz den 17ten Auguſt 1811.

Wir haben unſere Wohnung aufs Neue verändert, und gerade jetzt, in der größten Hitze des Sommers, wo Alles, was kann, die Stadt verläßt, unſer Haus in der Reſidenz wieder bezogen. Roſalie fand, nachdem wir zwey Monathe in Freudenwald zugebracht, nun auf einmahl, daß ihr Gartenhaus feucht, dumpf und ihrer Geſundheit nachtheilig ſey. Mir hatte es von allem Anfange an ſo geſchienen. Es iſt ein Gebäude ohne Stockwerk, zwar unendlich lieblich zwiſchen Gebüſchen und alternden Bäumen nur halb ſichtbar an einem Ende des fürſtlichen Gartens gelegen, aber für ein ſo zartes Nervenſyſtem, wie das meiner Dame iſt, nicht berechnet. Ob nun hier nur die Liebe zur

Veränderung, die ein Grundzug dieſes wunderbaren Gemüths zu ſeyn ſcheint, oder aber vielleicht, wie ich faſt fürchte, noch eine andere Abſicht an dieſem neuen Wechſel der Umgebungen Schuld iſt, getraue ich mir noch nicht zu entſcheiden.

Es iſt nun ein Jahr, daß ihr Verhältniß mit dem Baron von Fahrnau währt; jetzt aber ſcheint ſich eine andere, und, wie ich glaube, noch viel verderblichere Verbindung anzuknüpfen. Jener Lothar, von dem ich Dir ſchon öfter geſchrieben, kömmt ſeit einigen Wochen ſehr viel in unſer Haus. Er ſcheint die Stunden genau zu wiſſen, wo Fahrnau durch ſeine Pflicht im Schloſſe gehalten wird, und ermangelt nicht, dann bey Roſalien zu erſcheinen. Fahrnau hat das erfahren. Wenn man Roſalien auch viele Fehler vorwerfen kann, ſo iſt doch der der Falſchheit nicht darunter. Sie macht kein Geheimniß daraus, daß ſie Lothar bey ſich empfängt, ſo wie daß ihr Verſtand ſeine volle Rechnung in der Unterhaltung mit dieſem originellen Geiſte findet. Darüber iſt nun Fahrnau ſehr aufgebracht. Er hat von ihr verlangt, daß ſie Lothar förmlich das Haus verbiethe; aber Roſalie will ſich durchaus nicht dazu verſtehen. Sie fürchtet, wie ſie ſagt, den gefährlichen Mann zu beleidigen, und hofft zugleich noch immer, ihrem Geliebten beſſere Anſichten von Je-

nem beyzubringen, und zwey so ganz heterogene Wesen, die sie achtet, endlich wohl noch zu versöhnen. So mag ihr die Sache auch wirklich erscheinen, und ihre Eitelkeit sich an dem Triumph weiden, den sie durch jene Vereinigung erhalten würde. Aber ich ahne Böseres. Ich traue Lothar nichts als verderbliche Absichten zu, und wünsche nur, daß weder Fahrnau noch meine Dame unter seinen Planen leide.

Auf jeden Fall hoffe ich durch Gottes-väterliche Leitung nicht mehr lange unter diesen Mißverhältnissen aushalten zu müssen, und sehe einem Briefe Herrmanns, oder vielleicht — o Gott, nach langen Jahren bitterer Trennung! — seiner Ankunft entgegen.

Fünfter Brief.

Bertha von Selnitz an Rosalie von Sarewsky.

**gau den 20sten August 1811.

Sally! Sally! Was stehst Du im Begriff zu thun? In welches Labyrinth von Verlegenheiten und Verwirrungen willst Du Dich einlassen? Ich war erschrocken, als ich das Ende Deines Briefes, und in ihm den Vorsatz las, Deine Zusammenkünfte mit Lothar, die Fahrnau Dir verbiethen will, heimlich fortzusetzen. Hast Du überlegt, was es sagen will, mit irgend einem Manne, aber vor allem mit Lothar ein Geheimniß zu haben, und Dich dadurch in seine Gewalt zu geben? Kannst Du vergessen haben, wie er von der Welt und unserem Geschlecht denkt? Und sind die verschiedenen Fälle ganz aus Deinem Gedächtniß getilgt, wo er Frauen, die sich seinem schlau berechnenden Geist

unterwarfen, später oder früher seinen Absichten geopfert hat? Auch scheinst Du nicht zu wissen, wie er recht eigentlich mit Fahrnau steht, und woher ihr gegenseitiger Haß entsprungen ist, und ich erachte es daher für Pflicht der Freundschaft, Dich hierüber zu Deiner Warnung und Belehrung ganz aufzuklären, da mir es die Verkettung der Umstände enthüllt hat.

Fierolles Bruder ist, wie Du weißt, bey euch in der Residenz. Er hat geheime Aufträge für politische Zwecke, und Lothar führt die Correspondenz über jene Mission, da Fierolles besser mit dem Degen, als mit der Feder umzugehen weiß. So sind Beyde oft zusammen, und auch vor einiger Zeit bey einer Seiltänzer-Vorstellung gewesen, die viele Menschen versammelte. Fahrnau kam zufällig in ihre Nähe, ganz unkenn[illegible]e ein Abzeichen seiner Würde. Das Gedräng war groß, und Lothar erlaubte sich, nach seiner Art, Eigenmächtigkeiten. Fahrnau, dadurch empört, verwies ihm das, und nahm sich der Unterdrückten an. Fierolles gesteht freymüthig in dem Brief an seinen Bruder, daß Recht und Menschlichkeit ganz auf Fahrnau's Seite waren, wie denn überhaupt seit jener Geschichte dieser eben so viel in des feurigen Jünglings Meinung gewonnen, als Lothar verlo-

ren zu haben scheint. Sie kamen alle drey aneinander. Lothar forderte Fahrnau, und dieser weigerte sich mit ihm zu schlagen, weil — denke Dir die unerhörte Beleidigung! — Lothar ein Spion sey. Dagegen ersuchte er Fierolles um einen Gang in den Waffen, und der junge Hitzkopf nahm es mit Freuden an. Das Duell hatte am andern Morgen statt, und Fierolles ward unbedeutend an der Schulter gestreift. Der Ehre war genug geschehen, aber in des Jünglings Seele blieb eine hohe Achtung für seinen Gegner.

Daß Du, daß überhaupt Niemand, als die theilnehmenden Personen, von dem wahren Gange der Geschichte wissen, freut mich für Fierolles und Fahrnau. Es zeigt Zartgefühl und Schonung selbst gegen den Feind. Bewahre aber nun auch Du das Geheimniß, und vor Allem laß keinen der beyden Feinde ahnen, daß Du besser unterrichtet seyst, als sie es wünschen mögen!

Kannst Du aber nun glauben, daß Lothar eine so ungeheure Beleidigung jemahls verschmerzen oder vergeben wird? Kannst Du Dich überreden, daß er nicht unaufhörlich darauf sinne, wie er sich rächen möge? Wer weiß, ob er nicht eben darum jetzt so viel um Dich ist, damit er irgend ein Geheimniß, oder auch nur eine Schwäche Fahr-

nau's erlauſche, die er zu ſeinen Planen brauchen könnte?

Nimm Dich in Acht, theure Roſalie! Lothar iſt ein gefährlicher, ja ein fürchterlicher Menſch. Gibſt Du Dich einmahl in ſeine Gewalt, ſo biſt Du ſein auf ewig. Er kann Dir unendlich ſchaden, wenn er will. Du kannſt Fahrnau's Liebe, ſein Vertrauen verſcherzen, und vielleicht willenlos ſogar zum Werkzeug ſeines Unglücks werden. Überlege das Alles wohl, liebe Freundinn! Rufe Dir zurück, was wir Beyde aus früherer Zeit von Lothar wiſſen und richte Dein Betragen mit Vorſicht gegen ihn ein!

Sechster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz den 23sten August 1811.

Mit Erstaunen, aber zugleich mit der angenehmen Überzeugung, daß Du mich wahrhaft lieben müssest, habe ich Deinen Brief vom 20sten erhalten. Sähe es nicht einer Parodie gleich, die Dich beleidigen könnte, indem sie Deiner besorgten Freundschaft zu spotten schiene, so hätte ich Lust gehabt, den meinigen ebenfalls mit Fragen und Ausrufungen anzufangen. Wie kommst Du zu so traurigen Vermuthungen? Welche Unfälle haben das heitere Gemüth meiner fröhlichen Bertha so düster geschwärzt, daß sie in einer leichten geselligen Verbindung solches Unheil, in einem geistreichen, wenn gleich etwas schroffen, alten Bekannten einen so furchtbaren Unhold ahnet?

Aber nein! Ich will in diesem Tone nicht fort-

fahren. Es klänge wie Scherz, und mir ist überall nicht scherzend zu Muth. Allerley trifft zusammen, mich zu verstimmen; selbst Deine treue Liebe dient dazu, mich zu beunruhigen, und endlich müssen auch noch Geister der Vergangenheit — ghosts of my departed joys — aus ihren dunkeln Gräbern aufstehen, um mich durch Erinnerungen zu quälen.

Aber vor Allem zu Deinem Brief! Fürchte nichts für mich von dem wunderlichen Verhältnisse, in welchem ich zwischen Lothar und Ludwig stehe! Meine Liebe für diesen ist so groß, daß Deine Winke, welche Besorgnisse für ihn enthielten, mein Gemüth auf einen Augenblick in die heftigste Spannung versetzten. Ich könnte, ich sollte, wenn gleich unwissend, zu seinem Verderben beytragen? O Bertha! Lieber würde ich sterben! — Aber mich dünkt, Du kennest Lothar nicht recht. Er ist Dir früher in Beziehungen, die zu nahe waren, um bey ihrer Zerreißung nicht peinliche Spuren in Deiner Seele zu hinterlassen, in einem unrechten, vielleicht erst zu schönen, und dann zu häßlichen Lichte erschienen. Ich gebe Dir ja zu, daß er kein gemüthliches Wesen, daß er nicht offen, nicht hingebend, und ritterlich ist, wie Ludwig; aber darum kann er doch streng rechtlich seyn, scharf und richtig denken, und wenn auch nicht schwärmerisch, doch rein

menſchlich fühlen. Ich möchte ſagen, Lothar hat ſich durch ſeinen Verſtand, ſeine Welt- und Menſchenkenntniß über den Niveau des geſelligen und bürgerlichen Lebens hinausgeſchwungen. Er gehört keiner Caſte an, aber er erkennt die Menſchen aller Stände mit allen ihren Beziehungen und Bedürfniſſen im Spiegel ſeines waſſerklaren Geiſtes. Er wünſcht ihr Glück, und ſucht es zu befördern. Ob er ganz richtig ſieht, wer mag das entſcheiden? Sicher wird der, der als Bürger, Bauer oder Gelehrter unter ſeines Gleichen aufgewachſen, und nur ihre Wünſche kennend, ſie zum Maaßſtab alles Großen und Nützlichen nimmt, die Welt und die Menſchen ebenfalls nicht richtiger anſchauen, als der Adelige, der von ſeinem Standpunct aus die Dinge um ſich her, als Ritter und Edelmann, betrachtet. Daraus folgt aber nichts Schlimmes für Lothars Geſinnung.

Du ſchreibſt, daß er perſönlich von Ludwig beleidigt worden iſt. So hat Dir der junge Fierolles, den Du ſelbſt einen Hitzkopf nennſt, berichtet. Lothar ſpricht geringſchätzig von Fierolles Verſtande, und über den Verſtand iſt der, der ſelbſt ſo feinen beſitzt, gewiß kein verwerflicher Richter. Es iſt wahr, Fahrnau ſcheint den Jüngling zu achten; folgt aber daraus, daß die Geſchichte wirklich

ſo war, wie man ſie Dir geſchildert hat? Würde Lothar einen ſo ungeheuren Schimpf auf ſich ſitzen laſſen? Würde er nicht in aller Art auf Genugthuung dringen, und ſeinem Feinde nicht auch bey mir zu ſchaden ſuchen? Würde endlich dieſer anſtehen, mir das Wahre der Geſchichte zu vertrauen, da er Lothar ſo bitter haßt? Du ſiehſt, liebe Bertha, daß es nicht ganz ſo ſeyn kann, wie Du glaubſt, oder vielmehr, wie der junge Brauſewind es gehört haben will. Darum ſehe ich auch nicht ein, warum ich etwas von Lothars Umgang mit mir fürchten, und mit allzudüſterer Anſicht eine fern hergeholte künſtliche Auslegung dieſes Verhältniſſes der geraden, natürlichen, und ſo begreiflichen Anſicht vorziehen ſoll, daß nähmlich Lothar, der mich längſt kennt, und immer, wenn auch nicht mit Zartgefühl, doch mit Auszeichnung behandelt hat, ſich, durch irgend einen Zufall veranlaßt, mir wieder nähert, und ein Vergnügen in meinem Umgang findet, das den ſonſt ſchwer zu Befriedigenden für längere Zeit bey mir feſthält.

Oder geben weder mein Geiſt noch meine Äußerlichkeit mir ein Recht, dieß von einem vorzüglichen Mann zu glauben? Wahrlich, Bertha, Deine Freundinn muß nicht in gar zu günſtigem Licht vor Deinen Augen erſcheinen, weil Du ihr nicht

zutraueſt, daß ſie das uneigennützige Opfer der Achtung eines ausgezeichneten Geiſtes empfangen könnte. — Und wenn der Mann, der gegen die Meiſten rauh und gegen Manche ungerecht hart iſt, mir gegenüber nachſichtiger urtheilt, wenn es mir gelingt, ſeine Schroffheit zu mildern, und ſeinen felſenſtarren Sinn zu ſchmeidigen, ſoll ich nicht an die Macht meines Werthes, ſondern vielmehr an geheime Ränke und Plane von ſeiner Seite glauben, die mich zum trüben Werkzeug heimlich gährender Rache an dem Geliebten meiner Seele machen ſollen? Auch müßte ich wahrlich gar thöricht ſeyn, um in kopfloſer Klatſchhaftigkeit die Geheimniſſe, und die innigſten Verhältniſſe des Mannes hinzugeben, der mich mit glühender Leidenſchaft ſelig und beſeligend umfaßt, und, mein Inneres klar im Spiegel der antwortenden Seele erkennend, ſeine Freuden und Leiden, ſeine Wünſche und Sorgen zutrauensvoll und kindlich in meiner treuen Bruſt niederlegt!

Darum, liebe Bertha, fürchte nichts für mich, nichts für Ludwig! Aber fürchte auch nichts von Lothar! Wahrlich, ich möchte doch wiſſen, wie und wodurch dieſer Mann zu dem Rufe der Unwiderſtehlichkeit und dem gar ſo böſen Leumund bey unſerm Geſchlechte gekommen iſt? Anſprechend iſt ſein

Äußeres nun ſicher nicht, ſeine Sitten ſind nicht geſchmeidig, ja kaum freundlich, und hell und ſcharf, wie ſein Geiſt, ſind auch ſeine Urtheile, die oft mitten durchs verletzte Herz mit ſchonungsloſer Kälte hindurch ſchneiden. Wahrheit geht ihm über Alles. Darum zieht er dem Leben den roſenfarbenen Schleyer des Wahns vom bleichen Antlitz, und raubt der Liebe ihren zarteſten Zauber, indem er das Wie und Warum jene oder dieſe Perſon uns anzieht, mit dem Mikroſcop des Forſchers unterſucht, und mit dem herzloſen Meſſer des Anatomen zerlegt. Nein! Lothar kann nicht lieben. So kann er auch nicht geliebt werden, und noch einmahl wiederhohle ich, was ich Dir ſchon ſagte: Es läßt ſich nicht an ſeinem Buſen ruh'n, doch läßt ſich ihm vertrauen.

O wie ſo ganz anders iſt Ludwig in ſeiner Schönheit, in ſeiner kindlichen Offenheit und ſelbſt in dem ſprudelnden Stolz der Ritterlichkeit, der ihn, wenn auch der kalte Verſtand ihn widerlegen könnte, ſo unwiderſtehlich macht! Wie er ſo heiß, ſo hingegeben liebt! Und wie ſelbſt ſeine ungerechte Eiferſucht, die ſich ſeit einigen Wochen immer mehr ausſpricht, nur dazu dient, den Zauber, mit dem ich mich an ihn gebunden fühle, zu verſtärken!

Es hat wirklich deßhalb ſtürmiſche Auftritte

zwiſchen uns gegeben. Er glaubt nicht an mein Urtheil über Lothar, und ſein Herz macht ihn blind gegen wahre Vorzüge. Aber ſelbſt ſein Zorn, in deſſen heftiger Aufwallung er immer edel und zartfühlend blieb, hat ihn meinem Herzen noch theurer gemacht. Ja, Bertha! Ich fühle es, ich ſehe es klar ein, Ludwig hat manche Schwächen, und Vorurtheile. Aber dieſe Schwächen dienen nur dazu, mich noch inniger an ihn zu ketten; denn ſie entſpringen aus einem zart- und hochgeſinnten Gemüth, und ſie fügen ſich ſo ganz, und ſo genau in die Mängel und Ecken des meinigen, daß wir erſt dadurch ein recht inniges Ganzes ausmachen.

Indeſſen da dieſe Schwächen einmahl da ſind, ſo ſcheint es mir Pflicht der Freundſchaft und Liebe zu ſeyn, das, was ich nicht umzuſchaffen im Stande bin, mild zu ſchonen, und klug zu umgehen. Ich kann Lothars Umgang nicht aufgeben, ohne mich der tiefſten Beſchämung durch das Geſtändniß auszuſetzen, aus welcher Urſache ich es thäte; ich kann aber eben ſo wenig wollen, daß ſich die feindlichen Mächte begegnen, oder auch nur viel von einander hören. Darum habe ich für gut gefunden, meinen Landaufenthalt, wo Fahrnau mich in jedem ſeiner freyen Augenblicke unvermuthet überraſchen konnte, zu verlaſſen, und wohne wieder in meinem Hau-

se in der Residenz. Hier weiß ich die Tage und Stunden genau, wann Ludwig kommen kann, und bin in den übrigen frey, zu sehen, wen mir beliebt.

Im Grunde ist mir Alles dieses sehr unangenehm. Das gespannte Verhältniß engt und drückt mich von allen Seiten, und ich vermag mich nicht mehr mit der altgewohnten Freyheit weder gegen Ludwig, noch gegen Lothar zu benehmen.

Zudem wendet sich seit einigen Tagen ein anderer schmerzhafter Stachel in meiner Brust herum, den Zeit und veränderte Verhältnisse beruhigend eingeschläfert hatten; und so wie dem wunden Krieger die längstverharrschten Narben bey schlimmer Witterung oder Krankheit wieder aufbrechen, und die alten Leiden gleichsam neu zurückkehren, so steht auch jetzt eine höchstpeinliche Erinnerung vor mir auf, die mich über Alles quält, und deren schmerzliche Stiche weder Lothars geistreicher Umgang, noch Ludwigs Liebe ganz zu beschwichtigen im Stande sind.

Julius ist nach einem Irrsal von sechs Jahren nach Deutschland zurückgekehrt, und wohnt nicht weit von hier in Waldemuth bey seinem Oheim. O Gott! Nur mit dem Manne soll das Schicksal mich nicht zusammen führen! Diesen allein fürchte ich, und kann seinen Anblick nicht ertragen; denn

gegen dieſen allein habe ich ein ſchreckliches Unrecht. Ich erkenne das tief, wie viel auch Jugend, Unerfahrenheit und die drückende Laſt einer Verbindung, welche von meiner Seite nur Überraſchung und Dankbarkeit, keine eigentliche Liebe knüpfte, zu meiner Entſchuldigung beytragen können. Ich habe ſein Leben, wenigſtens auf lange Zeit, vergiftet, und das iſt meine Schuld.

Edel und großmüthig, wie immer, war die erſte Regung, durch welche ſein Daſeyn ſich mir verkündigte, eine ſchöne Handlung, das Glück eines liebenden Paares, das er ſtiftete. Du kennſt meine Mathilde. Es iſt ein gutes, herzliches, und, was noch mehr ſagen will, ein ſehr gebildetes Mädchen, mit zwar überſpannten, aber achtungswürdigen Anſichten von der Welt, die ihr ein gedrücktes Verhältniß, Kummer und Einſamkeit etwas verſchroben haben.

Dieſes Mädchen iſt die Geliebte eines Jugendfreundes von Julius. Er biethet nun dem Freunde ein Amt, und eine Verſorgung auf ſeinen Gütern an, die ihn in Stand ſetzt, Mathilden ſeine Hand zu reichen, und thut es mit einer Großmuth und einer Zartheit, die nur der ganz in ihrem Umfange empfinden kann, der Julius großes Herz, ſo wie ich, gekannt hat.

Mathilde wird mich also verlassen. Ich hätte das noch vor Kurzem sehr schmerzlich empfunden, da ich sehr an sie gewohnt bin, da sie mich des lästigen Details der Wirthschaft überhoben, und das ganze Hauswesen mit eben so viel Redlichkeit als Gewandtheit geführt hat. Aber seit Lothar öfter zu mir kommt, und sie das Mißverhältniß zwischen ihm und Ludwig bemerkte, hat sie sich mehr als einmahl unterstanden, mir ernstliche Vorstellungen darüber zu machen, und ich fühle, daß ich seitdem einen aufmerksamen Beobachter, der zu Ludwigs Gunsten gegen Lothar gesinnt ist, an ihr habe.

Unter diesen Umständen werde ich jetzt weniger an ihr verlieren; aber es wird doch einige Zeit brauchen, bis ich eine Person finde, die eben so redlich, so geschickt, und vor Allem so gebildet ist, wie sie.

Sie wird glücklich! Du solltest die stille Verklärung sehen, die nun in ihren wirklich angenehmen Zügen liegt. Wie die bleiche Wange ein zartes Roth schuldloser inniger Freude schöner färbt, das sonst trübe blaue Auge so freundlich und selig strahlt, und die ganze zusammengesunkene Gestalt sich hebt! Sie scheint mir größer seitdem, und um zehn Jahre jünger. Ach in manchen Augenblicken kann ich sie um ihre ungetrübte stille Seligkeit beneiden!

Ihr Bräutigam will kommen, ſie von mir zu begehren und abzuhohlen. Ich finde das nicht ganz ſchicklich. Auch bin ich dem Mädchen Dank ſchuldig. So ſoll die Hochzeit bey mir gehalten werden, und er mag dann ſeine angetraute Frau heimführen. Julius ſoll mich nicht ganz beſchämen, und ich will auch einen, wenn auch kleinen Theil an dem ſchönen Werke haben.

Siebenter Brief.

Mathilde Haller an ihre Schweſter.

Aus der Reſidenz den 26ſten Auguſt 1811.

Zum letzten Mahl aus der lauten glänzenden Stadt, wo ich zwar wenig Freuden genoſſen habe, die mir aber doch ewig merkwürdig bleiben wird, weil in mir mein Schickſal ſich aufhellte, und mein lange gedrücktes Herz ſich frohen Gefühlen erſchloß, ſchreibe ich dir, um dir zu melden, daß ich ſie nächſtens, an der Hand meines Freundes, der dann noch einen heiligeren Nahmen tragen wird, verlaſſen, und mit ihm an den Ort unſerer Beſtimmung, an den theuren Ort unſerer Geburt abgehen werde.

Roſalie — es iſt erſtaunlich, welche ſeltſame Miſchung von edlen und verwerflichen Regungen, von Zartgefühl und Verkehrtheit in dieſem Gemüth beyſammen wohnt — Roſalie, die ſich zwar trotz der Verſchiedenheit unſrer Denkart ſtets edel gegen

mich betragen hat, beweiſet mir nun durch ihr Benehmen, daß auch ihr Herz mir wirklich gewogen iſt, und daß es ihr nicht an Sinn für die feinſten Beobachtungen des Wohlſtandes fehlt.

Sie nimmt aufrichtigen Antheil an der jüngſten Wendung meines Schickſals, und hat ſich beſtimmt erklärt, daß ich nur als Vermählte meines Herrmann, an der Hand meines Gatten, ihr Haus verlaſſen ſoll. Sie wird meine Hochzeit zwar nach meinem Wunſche und ihrem richtigen Gefühl einfach anordnen; ich bin aber überzeugt, daß ſie es an nichts wird fehlen laſſen, was zu den Genüſſen des gebildeten Lebens gehört. Sie beſitzt zugleich Delicateſſe und Geſchmack, ein feines Gefühl für höhere Freuden, und das Vermögen, allen dieſen Forderungen zu entſprechen. Sie freut ſich mit kindlichem Sinn darauf, trifft mit froher Geſchäftigkeit allerley Anſtalten, und wird dabey mehr als einmahl von einem tiefen Gefühl der Wehmuth übermannt, das wohl aus Erinnerungen an eine frühere Epoche ihres Lebens herſtammen mag, wo ähnliche ſchuldloſe Freuden ſie beglückten, welche ſpäterhin Schickſal oder eigenes Verſchulden in eben ſo viele Stacheln verwandelt haben. Beſonders ſchien es ſie gewaltſam zu ergreifen, wenn ich meines künftigen Aufenthalts in Fallowey,

und meines Jugendgespielen und Wohlthäters, des edlen Tengenbach, erwähnte. Ich unterließ es seitdem, aber es kam mir seltsam vor, wie so manche Eigenheiten und Widersprüche im Charakter dieser Frau. Man kann sie nicht rechtfertigen, wenn man ihr Treiben sieht, ja man kann sie kaum entschuldigen. Dennoch muß man ihr gut seyn, wenn man sie näher kennt; denn es liegt ein tiefer Grund von Edelmuth und von Größe, möchte ich sagen, in diesem durch Erziehung, oder, weiß Gott, welche Einwirkung ganz verschrobenen Gemüthe.

Wenn ich das recht überlege, wenn ich ferner die Schönheit und Anmuth ihrer Gestalt, ihre außerordentlichen Talente, und endlich ihre tiefe Leidenschaftlichkeit betrachte, so kann ich auch Fahrnau und seine vielen Vorgänger nicht so sehr tadeln, als sie es sonst wohl vor dem Richterstuhl der strengen Vernunft verdienten. Er hat lange gekämpft, und die Gefahr geflohen. Aber sie ist ihm nachgefolgt, sie hat ihm ihre ganze, unbesiegbare Liebe gezeigt, und Himmel und Erde bewogen, um ihn zuletzt unausweichlich in ihre Kreise zu bannen. So lange Eleonore um ihn lebte, hielt er sich leidlich zwischen Beyden. Jetzt ist er ganz in Rosaliens Schlingen. Er hängt an ihr mit der entschiedensten Leidenschaft, die durch Zweifel und Ei-

ſerſucht noch höher angeregt und zu heller Lohe aufgeflammt wird. Und dennoch! Was wird das Ende dieſer unſeligen Verirrungen ſeyn? Ich glaube es ſchon deutlich kommen zu ſehen. Die Sicherheit ſeines Beſitzes fängt an, Roſalien ruhiger zu machen, und Ruhe kann ihr unendlich beweglicher Geiſt nimmermehr vertragen. So ſucht ſie eine neue Beſchäftigung, und jener Lothar kommt ihrem unſteten Gemüth ſehr erwünſcht. Er macht ihr nach ſeiner Art den Hof, und ich muß geſtehen, dieſe Art iſt eben ſo neu, als wirkſam. Er hat damit angefangen, ſich ihres Verſtandes zu bemächtigen. Er tadelt ſie, er lacht ſie aus, er imponirt ihr, und läßt ſie doch auf eine verſteckte Weiſe errathen, daß es mehr als geſellige Unterhaltung ſey, was er bey ihr ſucht und findet. Sie fürchtet und achtet ihn, ihr lebendiger Geiſt findet die vollſte Rechnung in ſeinem vielſeitig gebildeten, durch Reiſen und Erfahrungen bereicherten Verſtand, in ſeinem treffenden Witz, in ſeinem regen Sinn für Alles, was in der Literatur aller cultivirten Nationen, deren Sprachen er größtentheils ſpricht, und mit Eleganz ſchreibt, ſich auszeichnet, und ich fange an zu fürchten, daß Fahrnau's perſönliche Vorzüge, ſeine Denkart und ſein Herz nicht ſehr lange ein Äquivalent für jene ſchimmern-

den Eigenschaften seyn werden. Zwar wird auch die neue Zuneigung, so kühl und ruhig sie jetzt scheint, bald in Rosaliens Gemüth neue Stürme von anderer, aber nicht weniger schmerzlicher Art erregen; nie aber wird sie dahin kommen, zu glauben, daß die Ursache ihres Unglücks in ihr selbst liegt. Eine unbändig hohe Meinung von sich macht jede solche Erkenntniß unmöglich. Sie hat sich vielleicht noch nie in ihrem Leben für strafbar, sondern nur stets für unglücklich gehalten, und so hört sie nicht auf zu fehlen und zu leiden. Betrachtungen dieser Art, die sich mir während meines Lebens um sie täglich aufdrängten, haben auf mich sehr heilsam gewirkt. Ich lernte mich trotz meiner Beschränkungen und Entbehrungen für viel glücklicher preisen, als sie, der ihre Schönheit, ihr Talent, selbst ihr Reichthum, welcher durch die Möglichkeit, jede Laune zu befriedigen, ein unzählbares Heer derselben erzeugt, nur zu Hindernissen ihres wahren Glückes werden, und ich lernte demüthig die Wohlthat eines bescheidenen Sinnes erkennen, den ein dunkles Schicksal ausgebildet hat.

Gott hat nun dieses Schicksal zu Licht und Freude gewendet, und ich will recht innig bethen, daß er mir diesen Sinn auch in der beseligenden Verbindung mit dem Geliebten meiner Jugend,

und in so bequemen Lebensverhältnissen, wie die unsrigen durch Tengenbachs Güte seyn werden, erhalten möge. Du kannst nicht glauben, mit welcher Zärtheit und zugleich mit welcher Freygebigkeit dieser edle Freund für alle Bedürfnisse seiner Lieben gesorgt hat. Es scheint nie, als gäbe er, als wäre er der Beglücker der Anderen. Wir sind es, die ihm durch Annahme dessen, was er uns so reichlich darbiethet, eine wesentliche Gefälligkeit erzeugen, und Herrmann reißt ihn aus einer Verlegenheit, indem er die Amtmannsstelle in Fallowetz annimmt. Daß er beyher mir seine Hand reichen, und Tengenbach zwey Menschen auf ewig glücklich machen kann, das scheint diesen nur wie eine glückliche Zugabe zu erfreuen; und dennoch zeigt der ganze Gang der Dinge, daß, Herrmann zu beglücken, und ihn in die Möglichkeit zu setzen, den einzigen und liebsten Wunsch seines Herzens zu befriedigen, der Hauptzweck von Julius Großmuth gewesen ist.

O meine Liebe! Welch ein Herz! Ich kann es nur mit dem meines und seines Freundes vergleichen. Zwar sind sie an Sinnesart und Geistesrichtung sehr verschieden; aber so wie zwey Instrumente verschiedener Natur, von geschickten Künstlern in Einklang gebracht, nur eine desto lieblich-

re Harmonie hervorbringen, so scheint selbst das Ungleichartige ihres Grundcharacters und ihres Temperaments, durch Erziehung und Liebe gleichgestimmt, ein innigeres Band zwischen ihnen zu weben, das Jahre und Trennung nicht aufzulösen, ja nicht einmahl zu schwächen vermochten. O Therese! Ich sehe sehr frohen Tagen entgegen, und es soll für Herrmann und mich der schönste Zweck unserer Bestrebungen seyn, wenn uns Julius, wie wir hoffen, zuweilen in Fallowetz besucht, einen Theil der seligen Stille und Zufriedenheit, die uns beseligt, in dieß schöne, und so wenig heitere Gemüth zu verpflanzen.

Achter Brief.

Roſalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Reſidenz den 1ten September 1811.

Was ſind die Männer für fürchterliche Geſchöpfe! Welchen Auftritt habe ich geſtern erlebt! War das Fahrnau, der zärtliche, vertrauensvolle Freund, dieſer zürnende Löwe, der den Gegenſtand eines grundloſen Haſſes zu vertilgen ſtrebte?

Ich zittre noch, und bin, obwohl Stunden der Beſinnung und Ruhe dazwiſchen liegen, kaum fähig zu ſchildern, was geſchah. Aber ich kann es Dir nicht verſchweigen; denn ich beſorge, daß es Einfluß auf mein ganzes Leben habe, und der Ton der geſtern erſchütterten Gemüther noch lange und grauſend in meiner umnachteten Zukunft nachklingen wird.

Es war einer von den weichen, warmen, herrlichen Sommerabenden, wo die Natur, in Düfte

und Schimmer aufgelöst, alle unsere Sinne reger anspricht, und wo die Farbentöne des wolkenlosen Himmels, von dem brennendsten Roth auf den Gipfeln der Berge in ein glühendes Safrangold, von dort durch unnachahmliche leise Schattirungen in das sanfteste Grün, und endlich in reines Blau verschmelzend, uns den gleichungslosen Italischen Himmel mit seinen Rubertinten, und die tiefe Bedeutung des Lebens hinter den Alpen, wovon wir in unserem strengen Clima uns keinen Begriff machen können, mit sehnsüchtiger Wonne zurückrufen. Lothar kam zu mir: Sie müssen mit mir, gnädige Frau! Sie müssen ins Freye. Der Abend ist so schön, daß man einmahl gar nicht glaubt, in Deutschland zu seyn. Lassen Sie uns hinausfahren, und in der mildschmeichelnden Abendluft vergessen, wo wir leben, und uns ins Götterland der Künste und großen Geister träumen!

Seine Equipage stand vor dem Hause. Es war sechs Uhr. Ich wußte, daß Ludwig vor halb neun Uhr nicht kommen konnte, warf den Shawl um, und stieg in froher Erwartung einer köstlichen Stunde in den Wagen.

Wir kamen ins Freye an den herrlichen Strom. Die Landschaft glühte im Abendschein, die Berge umzog vergoldeter Duft, die üppige Hauptstadt

lag in Glanz und Schimmer, Lerchen trillerten, wilde Schwärme von Mücken zogen in tanzenden Säulen vor uns hin, Alles schien in Wonnegefühl und Behagen aufgelöset. Wir wandelten am Ufer hinan, die Eindrücke der reichen beglückenden Natur in allen ihren Tönen, Farben und Gestalten begierig in uns aufnehmend. Lothar war sehr heiter. Sein lebhafter Geist spielte wechselnd um verschiedene Gegenstände, jeden im eigenthümlichen Licht kräftig auffassend, und in überraschender Darstellung zeigend. Mit Lust folgte ihm der meinige, durch Ernst und Spott, durch Tadel und Anerkennung. Kühn und genialisch schien er Alles durcheinander zu werfen, und doch ließen sich die scheinbar verworrenen Massen befriedigend sondern, und feste Gestaltungen, helle Begriffe von Recht und Unrecht, Wahrheit und Wahn gingen daraus hervor, und stellten sich wie leuchtende Säulen vor dem Blick des Geistes auf, der von ihnen, wie von unverrückbaren Höhen herab, sich in dem untenliegenden Gewühl des menschlichen Treibens und Irrens zu Recht finden konnte.

Wir hatten jetzt den Mayerhof erreicht, der am Ufer in einer höchst anmuthigen Lage zwischen hellgrünen Wallnußbäumen reinlich und bequem hervorblickte. Lothar sandte den Jäger voraus, zu

fragen, ob Erfrischungen zu haben wären. Bald war ein Tischchen am Ufer gedeckt, wo ein vereinzelter Arm des Stromes mit stillwiederhohltem Murmeln an das sandige Gestade schlug. Zwischen den Blättern des Nußbaums schimmerte das glänzende Abendroth durch, und die Dämmerung sank in leisen Düften auf die weite reiche Gegend. Ein hübsches junges Weib brachte köstlichen Kaffeh mit reiner Sahne. Wir genossen, schwatzten, die Viertelstunden flogen hin, es fing an zu dunkeln. Du glaubst nicht, wie es Lothar in seiner Gewalt hat, uns in lebendiger Bewegung des Geistes über eine beschränkende Gegenwart hinaus vor hohe Ansichten des Lebens zu führen, und über den großen Angelegenheiten der Menschheit das vereinzelte, zerfallende Streben irriger Gemüther vergessen zu machen.

Da rührte der Klang der Abendglocke aus dem Dorfe hinter dem Hügel an mein Ohr. Die Töne zogen ahnend durch die dunkelnde Luft. Es war etwas Geheimnißvolles, Andächtiges darin, und nicht ohne Regung sah ich die Bauersfrau seitwärts tretend ein Kreuz schlagen, und, wie es hier zu Lande beym gemeinen Mann Sitte ist, ein Gebeth mit still sich bewegenden Lippen hersagen. Aber in dem Augenblick, wo die Frau sich mit freundli-

chem Abendgruße zu uns wandte, fiel es mir aufs Herz, daß ich eine halbe Stunde von der Stadt entfernt war. Ich schlug Lothar vor, zurückzukehren. Er fand den Abend so schön, die Zeit so früh. Ich mußte bleiben. Wir machten noch einen Gang am Ufer hin. Jetzt hörte ich ein Viertel über acht Uhr schlagen. Meine Verlegenheit wuchs. Ludwig konnte etwas früher kommen, er konnte mich mit Lothar in seinem Wagen sehen. Das wollte ich durchaus nicht. Aber Lothars sicheres Betragen und sein durchdringender Blick hielten mich scheu zurück. Ich fühlte die Unmöglichkeit, ihm zu gestehen, was mich dränge, eben so lebhaft, als die gebiethende Pflicht; ihn und seinen Feind fern von einander zu halten. Meine Gedanken richteten sich mit peinlicher Gewalt auf diesen Einen Punct. Alles Übrige, die schöne Gegend, der milde Sommerabend mit seinen Sternen, traten in fernes Dunkel. Ich war zerstreut und nicht mehr im Stande, das Gespräch ordentlich fortzusetzen. Ja selbst die tiefe Ruhe um mich wurde mir drückend; sie schien, der ängstlichen Bewegung in meinem Inneren spottend, recht geflissentlich sich immer tiefer und weiter um uns auszudehnen, während die Schläge der Uhr unaufhaltsam fortgingen, und eine Minute nach der andern verrann.

Jetzt schlug es halb neun Uhr. Es war der letzte Augenblick, wenn ich dem allerschmerzlichsten Begegnisse entkommen wollte. Ich wußte keinen andern Rath, als Lotharn noch einmahl dringend zu bitten, daß er in die Stadt zurückkehren möchte, weil ich fürchtete, daß die feuchte Luft am Strome mir weh thäte. Er ließ meinen Arm los, sah mich einen Augenblick scharf an, und sagte dann mit jener Artigkeit, die ihm zuweilen zu Geboth steht: Gnädige Frau! Ihr Wille ist mein Gesetz, und das größte Vergnügen, das ich in Ihrer Gesellschaft und in dieser lieblichen Gegend genießen könnte, hört auf eines zu seyn, sobald Ihre Gesundheit dadurch gefährdet wird. Er betonte das Wort stark, und ich sah ein Lächeln um seine Lippen schweben.

Der Wagen kam. Wir stiegen ein, und mir fiel eine Centnerlast vom Herzen. Der Kutscher fuhr unerträglich langsam, der Weg war steinigt, meine Beklemmung legte sich von Neuem auf meine Brust, und das Gespräch, welches eine Weile lebhafter geworden war, stockte von Neuem. Als wir ins Stadtthor fuhren, war Alles finster in den Straßen, die Laternen brannten, die Nacht hatte ihren Thron aufgeschlagen, und mit langsamen Schlägen gab die Thurmuhr der Domkirche

neun Uhr an. Ich glaubte zu vergehen. Ich befahl dem Kutscher am hintern Thor meines Hauses in der kleinen Straße zu halten. „Warum denn?“ entgegnete Lothar. Das vordere Thor ist zuweilen um diese Zeit verschlossen. „Wirklich? Das habe ich nie bemerkt.“

Ich schwieg. Jetzt lenkte der Wagen um die Ecke, und rollte mit großem Geraſſel durch die wiederhallende Straße. Ich sprang schnell auf. „Darf ich das Vergnügen haben, Sie auf ihr Zimmer zu begleiten, gnädige Frau? Ich fürchte, Sie sind nicht wohl, die Abendluft scheint Sie angegriffen zu haben, und es könnte —“

Das Herz erstarrte mir bey diesem Anerbiethen. Abzulehnen war es nicht. Stumm, zitternd ging ich an Lothars Arm die Treppe hinauf.

Mein Gott! Gnädige Frau! Was fehlt Ihnen? rief er mit sichtlicher Besorgniß. Er unterstützte mich, er trug mich beynahe bis an den Salon. Ich sah Licht in meinem Schlafzimmer, Ludwig war da — und nur zwey Thüren schieden den bittersten Feind von ihm.

Ich versicherte Lothar, dessen Sorgfalt, so peinlich sie mir fiel, mich dennoch rührte, daß ich nichts als Wärme und Ruhe bedürfe, weil die kal-

te Luft mir Krämpfe gemacht habe, und daß ich mich sogleich zu Bette legen würde.

Kalte Luft! wiederhohlte er mit schneidendem Ton: Nun über Empfindungen läßt sich nicht streiten. Leben Sie wohl, gnädige Frau! Verschlafen Sie Ihre Krämpfe! Ich werde mich morgen nach Ihrem Befinden erkundigen.

Er ging, und ich athmete auf, wie einer, der zum Tod verurtheilt und begnadigt worden war.

Noch stets zitternd ging ich auf mein Kabinett zu, wo ich die Lichter hatte brennen sehen. Ich öffnete, unbewußt, was ich Ludwig sagen, wie ich seinen Vorwürfen begegnen wollte. Das Zimmer war leer. Die Kammerjungfer kam. Fahrnau war da gewesen, er hatte geforscht, gefragt — er mochte wohl geahnet haben — und war fortgestürzt, ohne daß Nannettens Antwort, die schon früher überhaupt vorbereitet war, ihn bedeuten konnte.

Welche neue Angst! Welcher unermeßliche Kreis unangenehmer Möglichkeiten that sich vor mir auf! Hatte uns Ludwig vielleicht auf der Straße gesehen? Hatte er mit Jemand gesprochen der uns begegnete? Hatte er Lothar im Hause getroffen?

Ganz verstört warf ich mich aufs Sopha. Da

flog die Thüre auf, und Ludwig trat ein. Er sah sich wild um. Wo ist er? rief er.

Wer? antwortete ich so gefaßt, als möglich.

Wer? wiederhohlte er mit einer Stimme, die vor Zorn zitterte: Der, mit dem sie die schäferliche Spazierfahrt machten, um dessentwillen ich eine halbe Stunde auf sie warten mußte.

Ich verstehe Dich nicht.

Sein Wagen steht noch vor dem Hause. Er ist hier. Wo hält er sich versteckt? Sein Auge rollte fürchterlich, seine Wange glühte.

So hatte ich ihn noch nie gesehen. Ludwig! sagte ich, indem ich mit großer Mühe mein inneres Zittern verbarg: Wahrlich, Du thust mir Unrecht. Es ist Niemand bey mir. Ich war aufgestanden, und ging auf ihn zu. Er stieß mich von sich. Schlange! rief er: Wo ist Dein Buhle?

Das gab mir mein Selbstgefühl wieder. Auf solche Reden habe ich keine Antwort, sagte ich, mich unwillig abwendend.

Er hörte mich nicht. O! rief er: Er wird nicht weit seyn, und ich werde ihn finden. Mit diesen Worten riß er den Dolch aus dem Bambusrohr, das er gewöhnlich trägt, und stürzte an mir, die ihn aufhalten wollte, vorbey zum Zimmer hinaus.

Die Möglichkeit, daß Lothar, mir unbewußt, dennoch im Hause seyn könne, weil sein Wagen noch nicht fortgefahren war, die Vermuthung, daß er Verdacht geschöpft habe und warten wollte, um zu sehen, um wessentwillen ich so dringend zurückzukehren gewünscht, und die Betrachtung, was geschehen würde, wenn Ludwig in seiner Wuth auf ihn träfe, erhoben sich mit so tödtlichen Schrecken in mir, daß ich wankte und zusammensank.

Mathilde kam. Sie hob mich erschrocken auf, sie klingelte, man brachte mich aufs Sopha, und mein Bewußtseyn kehrte nur zurück, um mich mit den fürchterlichsten Ahnungen zu quälen.

Endlich trat Ludwig ins Zimmer. Sein Anstand war gelassener, sein Auge rollte nicht mehr so wild, er sah mich in dem leidenden Zustand, in welchen sein Zorn mich versetzt hatte.

Nach und nach schmolz die leidenschaftliche Wildheit seines Blickes in weicheren Ausdruck, der Stahl kehrte in seine Scheide zurück, und er trat mir näher. Niemand sprach, auch Mathilde nicht, die mit dem Ausdruck der Mißbilligung in ihren ernsten Zügen mir thätig, aber finster Hülfe leistete.

Auf einen bittenden Blick von mir entfernte sie sich, aber ein leises Schütteln ihres Hauptes konnte mir nicht entgehen. Das Alles mit dem Be-

wußtseyn, welches Unglück ich ohne meine Schuld hätte anrichten können, stürmte auf mich ein, und meine Thränen brachen hervor. Ludwig stand starr, und sah mich an.

Was soll ich von Dir halten? sagte er endlich: Warum weinst Du?

Ich konnte nicht antworten. Der unsichere Ton seiner Stimme, der zwischen Zorn und Mitleid schwankte, regte mein Innerstes auf. Meine Thränen flossen noch stärker.

Sally! Sally! rief er: Bring mich nicht um den Überrest von Fassung, den diese Auftritte mir noch gelassen haben! Wem soll ich glauben? Deinen Thränen, oder dem Argwohn in meiner Brust?

Ich streckte die Hände zu ihm empor: Kannst du zweifeln, daß ich dich treu liebe?

Treu? rief er: Du bist mit dem Niederträchtigen spazieren gefahren?

Lothar hat mich begleitet. Ich bin nicht gewohnt zu läugnen. Du hast mir niemahls eine gänzliche Zurückgezogenheit zur Pflicht gemacht.

Er wollte mich unterbrechen. Ich fühlte, was er sagen konnte, und setzte hinzu: Alles, was ich mir zu Schulden kommen lasse, ist das längere Außenbleiben. Aber der Abend war warm und schön, und konnte ich Lothar sagen, warum ich zurückkehren sollte?

Er biß ſich in die Lippen. Du haſt Recht, ſagte er, und ich war ein Thor! Aber ich beſinne mich, daß ich heut früher bey Hofe ſeyn muß. Leb wohl! — Er war fort.

Da ſaß ich mit ſtaunendem Auge und geöffneten Lippen, noch lange auf den Fleck hinſtarrend, wo er verſchwunden war. Ich wollte ihm nacheilen, aber meine Füſſe trugen mich nicht. Ich ſank zurück, meine Gedanken verwirrten ſich, es ward dunkel vor meinen Augen, ich klingelte, und brachte eine Nacht voll geiſtiger und körperlicher Leiden zu.

Bertha! Bertha! Was ſoll aus dieſer Verwirrung werden? Wie wird das enden? Ich kann und darf, ſelbſt um Ludwigs Willen, Lothars Rache nicht reizen, ich kann Ludwig nicht zu billigeren Anſichten ſtimmen, und ſtehe unſicher und getheilt zwiſchen Beyden!

Was geſtern geſchah, kann wieder geſchehen; was Ludwig geſtern vergebens ſuchte, kann er ein andermahl finden, und wie dann? O, ich kenne mein Geſchick! Die unſchuldigſten Regungen, die unbedeutendſten Verhältniſſe, die Andern fröhlichen Genuß gewähren, werden nur mir zu Gift! Ich ſoll nie, nie glücklich werden!

Neunter Brief.

Julius von Tengenbach an Herrmann Walter.

——hausen den 10ten September 1811.

Die Schilderungen in deinem Briefe aus der Residenz von den Empfindungen, wie du deine langverlorne Geliebte als deine Braut wieder gesehen, von dem Hause, in welchem ihr euch gefunden, und von den Anstalten, welche zur Feyer eures Hochzeitfestes gemacht wurden, haben mich tief erschüttert. Sechs Jahre voll Zerstreuungen und Leiden haben, ich fühle es, nicht hingereicht, die Spuren jenes allmächtigen Eindrucks erster Liebe ganz zu vertilgen, und in dem Herzen, das ich einst vergötterte, und nun in seiner Schwäche deutlich erkenne, liegt dennoch Schönes und Edles genug, um mich mit tiefem Schmerz die unglückliche Richtung ihres Geistes bedauern zu machen, welche eine unversiegbare Quelle der Verkehrtheiten und

Leiden für sie sowohl, als für Alles, was sich ihr nähert, geworden ist. Gott möge sie leiten, und ihr einst die Erkenntniß geben, auf welchem falschen Wege sie bisher ihr Glück gesucht hat! Wenn es dann nur nicht zu spät ist! Ich habe ihr verziehen, und hege keinen Groll gegen sie in meinem Herzen. Dieß Zeugniß kann ich mir vor Gott, und vor dir, mein Bruder, geben.

Glaube nicht, lieber Herrmann, daß diese gelassenen Ansichten das Resultat der ersten Stunde nach Lesung deines Briefes gewesen sind. Die alte Tiefe, welche strenge Beschäftigung und lange Kämpfe mit stiller Vergessenheit zu bedecken angefangen hatten, war wieder aufgeregt, schmerzliche Erinnerungen, schöne und düstere Bilder stiegen daraus hervor, und gaukelten einige Tage vor meinen Blicken. Nun ist es vorüber, und ich bin wieder ruhig.

Ich habe das Mittel, welches ich immer in solchem Falle als das bewährteste gefunden, angewendet. Ich habe viel gearbeitet, dem Oheim in seinen Verwaltungs-Rechnungen geholfen, und mitunter auch manche neue Schriften gelesen, die ich durch die Güte der Frau von Fahrnau erhielt, welche ich zuweilen beym Pfarrer zu Rosenstein sehe.

Wahrlich, Bruder, das ist eine vortreffliche

Frau. Sie ist gebildet, wie ich in dieser Zeit nur wenige junge Männer gefunden habe. Aber diese Bildung zeigt sich nicht auf der Oberfläche, nicht im Gespräch; sie geht nur aus dem schöngerundeten Ganzen dieses Charakters, aus dem richtigen Urtheile, aus den würdigen Ansichten von der Welt, dem Menschen und ihrem eigenen Standpunct hervor. Sie führt jetzt mit Sicherheit und Ordnung die Oberleitung der ganzen Ökonomie, und schreitet in der Erziehung der beyden höchst liebenswürdigen Kinder fort, die bisher das gemeinschaftliche Werk der beyden Ältern war.

Überhaupt scheint auch Fahrnau ein Mann von tieferem Gehalt zu seyn, als seine jetzige unselige Verirrung vermuthen läßt. Hierin aber — ich lege mit bitterer Beschämung die Hand auf's Herz — kann wohl ich ihn nicht schonungslos verdammen. Zwar habe ich etwas Großes für mich und gegen ihn anzuführen. Ich habe Leonoren wenig gekannt, und ich hatte kein heiliges Band zu verletzen, als ich ihr um jenes Gegenstandes willen entsagte. Aber ich kenne den Reiz und die unwiderstehliche Gewalt dieses Wesens, und die Hand mit dem aufgehobenen Stein würde vor dieser Erinnerung sinken, wenn es je in meiner Art wäre, solche Steine gegen menschliche Schwächen aufzuheben.

Ich höre Fahrnau hier in der Gegend als Menschen, als Vater seiner Unterthanen, und als Ökonomen von Jedermann loben. Schon die grenzenlose Liebe seiner Frau für ihn, die sie zwar wie jede ihrer Tugenden scheu verbirgt, müßte für seinen Werth bürgen, wenn ihn auch die allgemeine Stimme nicht bewährte.

Leonore mahlt sehr schön. Ich erfuhr das zuerst durch den Pfarrer; aber ich erstaunte, als ich bey ihm einige flüchtige Handzeichnungen von ihr sah, die eben so viel Festigkeit als Sinn für's Schöne verrathen. Als ich sie wieder daselbst traf, führte ein Zufall das Gespräch auf diesen Gegenstand, und ich erfuhr nun, daß sie auch, und zwar mit Meisterschaft, in Öhl mahle. Ohne Ziererey sprach sie mit mir von dieser Fertigkeit; aber was sie sagte, und wie? zeigte von tiefer Kunstkenntniß und reiner Liebe dafür, und ich konnte ihr ankennen, wie ihr das Herz aufging, als sie wahrscheinlich nach langer Entbehrung einmahl wieder mit Jemand über diesen Gegenstand eifrig und offen sprechen konnte. Im Feuer des Gesprächs erwähnte sie auch zweyer historischen Gemählde, die sie vor Kurzem verfertigt habe, und obwohl es sie in der nächsten Minute zu reuen schien, so ergriffen der Oheim, der beynahe verliebt in diese Frau ist, der Pfar-

rer und ich das entflohene Wort, und ſie mußte uns verſprechen, die Gemählde das nächſte Mahl mitzubringen.

Das ließ nun ihre Beſcheidenheit nicht zu; aber ſie ſandte ſie am andern Morgen dem Pfarrer, wo wir ſie bey unſerem nächſten Beſuch fanden. Wahrlich, Bruder! das iſt keine Dilettantinn, das iſt eine vollendete Künſtlerinn!

Die Gemählde ſind aus der Geſchichte Pantheas in der Cyropedie genommen. Auf dem erſten waffnet ſie ihren Gemahl Abradates, ehe er mit Cyrus in die Schlacht geht. Die beyden Gatten ſtehen im Vorgrunde. Er iſt eine wahre Kriegs- und Heldengeſtalt, in deren ſchönen Zügen die freudige Kampfesluſt von dem Schmerze des Abſchieds gedämpft wird. Panthea mit Augen, die die hervordringenden Thränen gewaltſam zurückzwingen, und um deren Mund ein freundliches Lächeln den ſchmerzhaften Zug zu verbergen ſtrebt, iſt eben beſchäftigt, ihm das Schwert umzugürten. Ein Paar Sclavinnen mit Helm und Schild ſtehen ſeitwärts. Alles iſt ungemein edel und meiſterlich ausgeführt. Dennoch mußte es in meiner Meinung dem zweyten Bild weichen, wo Abradates todt am Ufer des Pactolus in den Armen ſeiner unglücklichen Witwe liegt, und Cyrus hinzutritt, um des erſchla-

genen Freundes Rechte zu fassen. Panthea scheint weder für Cyrus, noch für seine Theilnahme und seine Tröstungen Sinn zu haben. Ihre Blicke hängen nur an dem Todten. Sehr schön gedacht ist die Gruppe, deren Spitze der königliche Cyrus stehend bildet, während ungemein weiche Linien an seinem wallenden Mantel und den niedergestreckten Armen niederlaufen, und Alles sich zu einem vollkommenen Ganzen rundet.

Eine Bemerkung, die uns der Pfarrer mittheilte, machte mir diese Bilder, als den Ausdruck tugendhafter unglücklicher Liebe, noch anziehender. Abradates soll sprechende Ähnlichkeit mit Fahrnau haben. Wenn das so ist, so muß dieser sehr schöne und zugleich edle Züge haben, und, es sey nun, daß diese Ähnlichkeit mit Willen in die Bilder kam, und die Verlassene sich unter Pantheas Schicksal zum Theil das ihrige denkt, oder daß das liebende Herz die theuren Züge, die ihm stets vorschweben, unbewußt verewigt, auf jeden Fall spiegelt sich ein schönes Gemüth in diesen Bildern, und daß Panthea auch nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit der Mahlerinn selbst hat, bürgt für ihre Anspruchslosigkeit, die, sich selbst vergessend, nur mit der Kunst und dem geliebten Gegenstand beschäftigt war.

Der Umgang mit dieser Frau ist für mich auch

noch auf andere Art anziehend. Ich habe durch sie eine Menge Producte unserer neuesten Literatur kennen gelernt, die während der langen Dauer meiner Abwesenheit mir, wie ich sehe, ganz fremd geworden ist. Ja wahrlich fremd, lieber Bruder, im eigensten Sinn, und befremdend zugleich! Fahrnau hat eine gewählte Bibliothek in Rosenstein. Die Winterabende wurden sonst damit zugebracht, daß er Leonoren das Bessere oder wenigstens das Neue vorlas. Sie kennt also das Vorzüglichste, und theilte es mir entweder mit, oder unterrichtete mich wenigstens davon. Welche Veränderung, welchen ungeheuren Umschwung hat die Literatur meines Vaterlandes in diesen sechs Jahren erlitten! Welcher seltsame Geist hat sich ihrer bemächtigt! Das Erste, was sich mir aufdrängte, war die Bemerkung einer Unzahl von Zeitschriften und Taschenbüchern. Alle Wissenschaft und Kunst scheint uns jetzt nur durch sie in kleinen leichten Gaben gereicht zu werden, wie man etwa Kindern gibt, die stärkere oder reichlichere Nahrung nicht vertragen. Dann herrscht in diesen Schriften die unnatürlichste Abwechslung. Sinngedicht, historische Anecdote, moralischer Aphorismus, Schwank, Erzählung, wissenschaftliche Abhandlung, Alles tanzt in bunten Reihen durcheinander, und es scheint, als fürch-

tete man, der Ernſt der Wiſſenſchaft, wenn er in ſeiner ganzen Würde aufträte, möchte die entnervten Geiſter ſchrecken, oder der Scherz die abgeſtumpften zu ſchnell ſättigen, wenn nicht zuweilen etwas heterogenes ſich ihm zur Würze beymiſchte.

Noch weit befremdender, als die Form, war mir aber der Inhalt dieſer Schriften, beſonders aus dem Gebiethe der ſchönen Wiſſenſchaften. Ein wunderbarer Geiſt der Frömmigkeit, ja eigentlich der Frömmeley, herrſcht in den meiſten derſelben. Es iſt nicht die einem vernünftigen Menſchen ſo anſtändige als natürliche Verehrung des höchſten Weſens nach den Lehren unſerer geoffenbarten Religion, nicht der Hinblick des gläubigen Herzens, das mit kindlicher Ergebung Alles auf Gott bezieht, und Gott in Allem findet; nein, es iſt Köhlerglaube, der keine noch ſo abentheuerliche Legende oder Sage bezweifelt, und mit völliger Verzichtleiſtung auf ſeine Vernunft, Alles für wahrhaft hält oder zu halten vorgibt, was der Haufen im zehnten, eilften und zwölften Jahrhunderte glaubte.

Ich weiß, wie Du über ſolche Sachen denkſt, und ich erinnere mich der Zeiten wohl, wo Dein klarer Verſtand kaum die dichteriſche Auffaſſung eines myſtiſchen oder legendenartigen Gegenſtandes wollte gelten laſſen, und wir über Herders Legen-

den und noch mehr über Chateaubriand's Werke oft und heftig stritten. Was seit diesen sechs Jahren erschienen ist, übertrifft alles vorhergehende bey Weitem, und, wie ich von der Frau von Fahrnau und mehreren Personen gehört, ja endlich selbst bemerkt habe, so greift dieser Geist des Mittelalters auch in andern Künsten auf eine sonderbare Art um sich. Man ahmet diese Zeit nicht etwa bloß in ihrem Guten, das sie wie jedes Zeitalter und jedes Ding überhaupt hat, nach, sondern man bemüht sich ganz vorzüglich, in Gemählden und in Gedichten auch ihre Fehler, nothwendige Erzeugnisse der damahls wenig verbreiteten Bildung, wieder in Schwung zu bringen.

Man gibt uns, nachdem in der Italienischen und Niederländischen Schule, und den Antiken uns Muster aller Schönheit und Richtigkeit vor Augen schweben, Figuren mit klappernden dünnen Beinen in steifen Stellungen, sündigt gegen Zeichnung, Colorit und Menschenverstand, und glaubt dann etwas um die Religion sehr Verdientes zu leisten, und den frommen Sinn jener Zeit, in der man das einzige und wirksamste Gegengift unserer Entmannung und Verdorbenheit zu finden meint, damit ganz wieder herzustellen.

Ich habe über diese sonderbaren Erscheinungen,

eben weil sie mich sehr ergriffen, vielfach nachgedacht, und glaube eine Erklärung derselben gefunden zu haben, die mich befriedigend dünkt, ob ich mir gleich nicht anmasse, auszusprechen, daß sie wahr und erschöpfend ist. Ich halte diese auffallende Hinneigung des menschlichen Geistes zu allem Religiösen, Gemüthlichen, Alten, ja selbst zum Übermaaß und zur Carricatur in diesen Dingen, für die auch in mechanischen Gesetzen bemerkbare Neigung der Körper, die von einem starken Stosse bewegt, nie die Mitte haltend von einem Äußersten zum andern schwanken.

Noch sind es nicht zwanzig Jahre, daß Zweifelsucht und Unglauben Alles, was sich der kalte Verstand nicht wie zweymahl zwey vorrechnen oder unter das Gebieth eines Sinnes bringen konnte, als Traum und Schwärmerey verlachten. Die heiligsten Gefühle und Begriffe des Menschen wurden ein Spott des Witzes, und Jener dünkte sich der Klügste, der mit oberflächlicher Verwerfung alles dessen, was er nicht begreifen konnte, sich selbst und seinen Vortheil als das Höchste aufstellte. Sittenlosigkeit, Ausschweifungen und alle Wirkungen der niedrigsten Selbstsucht waren Begleitung und Folge dieser Grundsätze. Da erhub sich, zum Theil von eben diesen Ideen erzeugt und unterstützt, das

Gewitter in Westen, und wälzte sich verderblich und zermalmend über Europa hin. Der Jammer ist allgemein, die erschreckte Menschheit bebt in sich selbst zurück, und sucht ihr Heil in dem Gegentheil von dem, was sie für den einzigen Ursprung ihres gegenwärtigen Unglücks hält. Scharfsinnige Geister brachen die Bahn. Es wurde gezeigt, daß, was man bisher für erhaben und nützlich gehalten, bey näherer Beleuchtung diese Benennung nicht verdiene, und die Vergangenheit weder so barbarisch noch so thöricht gewesen sey, als man bis jetzt glaubte. Ich habe den Anfang dieser Periode, noch in Deutschland, erlebt. Man erstaunte zuerst, ereiferte sich, widersprach, und fing endlich an, die Richtigkeit mancher Behauptung einzusehen. Eine Unzahl schwächerer Geister, von dem neuen Lichte geblendet, taumelte ihm nach, und übertrieb, wo die Meister in den Schranken der Wahrheit blieben. Die Gegenwart war durch das äußere Unglück zerstört, die Zukunft düster, man wandte sich mit Heftigkeit zur Vergangenheit, und umfing sie mit aller Kraft des Scheiternden, der, von brandenden Wogen und tosendem Sturm herumgeworfen, dort allein noch Rettung finden kann.

So allein kann ich mir die Hast, und die unüberlegte Allgemeinheit, mit der man jetzt Alles,

was das Mittelalter erzeugte, ohne Prüfung, ohne Sichtung annimmt, und so auch die häufigen Conversionen Akatholischer zu unserm Glauben erklären. Man sucht sein Heil in Ergreifung, ja in der Übertreibung desjenigen, dessen Vernachläßigung man für den Grund der gegenwärtigen Leiden hält. Das wäre wohl an sich so unrecht nicht, wenn nur diese Liebe zum Alten, Würdigen in Religion und Verfassung, dieß Beugen vor dem Unbegreiflichen, mit einem Wort, wenn Religiosität, Vaterlands- und Fürstenliebe, kindlich frommer Sinn, und keusche Sitte nicht bloß in Worten und Schriften, sondern wirklich in den Gemüthern lebten. Aber leider sehe ich hiervon wenig oder gar keine Spur. Man schreibt von altdeutsch strenger Sitte, und lebt frey und zügellos wie im neunzehnten Jahrhundert; man wechselt Religionen und Ehegatten, ohne den Frieden in der gefolterten Brust zu erringen; man spricht vom Jammer des Vaterlandes und von zerstörter Nationalität, und begrüßt mit Jubel Alles, was uns von der Seine herkömmt; man bewundert und besingt den ritterlichen Muth, die kühne Todesverachtung der Kreuzfahrer, und möchte nicht einen Tropfen Blutes vergießen, oder Eine gewohnte Bequemlichkeit entbehren, wenn es gilt, dem gemeinschaftlichen Feind mit

gemeinschaftlicher Kraft zu widerstehen, und jeder beugt und schmiegt sich vielmehr, und sucht sich für sich, wie er kann, durch den Drang der Umstände durchzuwinden.

Auf diese Art sehe ich auch kein Heil in dieser Umwälzung, sondern eine bloße Mode, die vorübergehen wird, wie so manche andere, wie das Zeitalter der Kraftgenies, der Mondscheinhelden u. s. w. Ein Zeichen, das mir schon jetzt die Hinfälligkeit der meisten Producte dieser Zeit zu beurkunden scheint, ist die Schreibart, welche in vielen derselben — ehrenvolle Ausnahmen fehlen auch hier nicht — herrscht. Es ist größtentheils Manier, Ziererey, kindische Nachahmung oder Verworrenheit, und oft alles dieß zusammen, weit von den Mustern in gebundener und ungebundener Rede aus dem goldnen Zeitalter unserer Literatur entfernt. Was aber nicht classisch geschrieben ist, bleibt nicht am Leben. Besonders scheint Verworrenheit der Setzung und ein absichtliches Wählen der uneigentlichsten Ausdrücke, um irgend einen Begriff zu bezeichnen, oder eine Ansicht darzustellen, in theoretischen Schriften ein Hauptbestreben der Verfasser.

Es klingt wunderlich, und ist doch wahr, daß gerade hier, bey Definitionen, Aufstellungen von

Grundsätzen, Erläuterungen dunkler Begriffe, wo die größte Deutlichkeit der Ideen, und die strengste Präcision des Ausdrucks Statt finden sollte, eine Verworrenheit und Unbestimmtheit herrscht, die himmelweit von der klaren und gehaltvollen Schreibart echt philosophischer Schriften verschieden ist.

Hier kömmt man zuletzt auf den gediegenen Kern, und lernt, wie Du Dich aus der Zeit, wo wir miteinander Mendelsohn, Kant und Fichte lasen, erinnern wirst, bald die mit Sinn gewählte Terminologie dieser großen Geister verstehen, die dann wie der Schlüssel zu ihren hohen Gedanken zu betrachten ist. So nicht in den neuen Büchern. Man forscht und forscht, die Gedanken weichen immer in unbestimmteres Dunkel zurück; man glaubt zu verstehen, und ahnet doch nur, erräth halb, und muß halb unerörtert lassen, was man ganz zu durchdringen endlich ermüdet aufgibt. Nein, Bruder! Ich finde nicht, daß unsere Literatur gewonnen hat.

Doch ich sehe mit einer Art von Schrecken, wie lang mein Brief geworden ist, ohne daß ich noch von Deinen Angelegenheiten, die doch auch die meinen sind, etwas gesprochen habe. Nimm, liebster Herrmann, meine besten Wünsche zu Deiner

Heirath, und laß Dir, wenn Du Glücklicher am Arme Deines geliebten Weibes von der Reſidenz nach Fallowetz reiſeſt, einen kleinen Umweg von einem halben Tag gefallen, um nach Waldemuth zu kommen, wo ich mich ebenfalls, wenn ich die Zeit ungefähr weiß, einfinden, und Dich, o mit welcher Seligkeit! nach ſo langer Trennung an meine Bruſt drücken werde. Leb wohl!

Zehnter Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Rosenstein den 8ten September 1811.

Mit großer Freude habe ich aus Deinem letzten Brief von 29ten des vorigen Monaths gesehen, daß Deines Mannes Geschäfte endlich beendigt sind, und er sammt Dir bald in die Residenz zurückkehren wird. Dann werden wir uns freylich noch nicht sehen; aber wir werden uns sehr viel näher seyn, und mit Grund die Hoffnung nähren, uns besuchen zu können. Rosenstein ist keine Tagreise von der Residenz entfernt. Ach wer Lust hätte, mich zuweilen zu besuchen, könnte in drey Tagen mit Postpferden hin und her seyn, ohne daß der Besuch eben gar zu kurz wäre. Du wirst diese Lust haben, meine Clara! Das weiß ich, und so hoffe ich denn, Dich und auch Deinen edlen Gemahl bald zu sehen.

Neues kann ich Dir nichts sagen. Seit ungefähr vier Wochen ist in den einfachen Gang meines Einsiedlerlebens noch mehr Leere gekommen. Ludwig schreibt mir nur sehr selten, oder, wenn ein Brief kömmt, ist er kurz, abgebrochen, enthält außer Verfügungen, die auf dem Gute zu treffen sind, und liebevollen Erkundigungen nach mir und den Kindern nichts weiter, und trägt das Gepräge eines verwirrten und verlegenen Gemüthes, das, mit einer Hauptidee beschäftigt, für alles Übrige keinen Sinn mehr hat. Es ist nur zu klar, daß jene Person ihn völlig in ihren Schlingen hat, und unumschränkt über ihn herrscht. Ich weiß, daß am Hofe laut von diesem Verhältniß gesprochen wird, daß auch der Fürst darüber ungehalten ist, und man sich besonders über die Nähe ihrer Wohnung an dem fürstlichen Garten stieß. Jetzt erfahre ich, daß sie diesen Aufenthalt unlängst wieder verlassen hat, und in der Residenz wohnt. Wieviel noch Kränkenderes hin und her gesagt, erdichtet oder erlogen wird, kann ich nur muthmassen, oder aus einzelnen Äußerungen errathen. Darnach forschen mag ich nicht, und weiche vielmehr jeder solchen Aufklärung geflissentlich aus. Was könnte ich auch erfahren, das nicht meine Wunden noch tiefer ritzen, und zu dem Schmerz über den Verlust meines höchsten Guts noch den empfindlichsten aller Stacheln fügen würde, den,

ihn nicht mehr so rein und würdig zu finden, als er sonst vor mir stand.

Ach Bertha! Das wäre der herbste Schmerz für mich, wenn sein Bild wirklich einst vor mir verdunkelt, und in den trüben Nebel des Unrechts oder der Gemeinheit gehüllt würde!

Glaube nicht, daß ich so kindisch bin, zu finden, daß er jetzt an mir recht handelt! Ich fühle sein Vergehen ganz; aber ich kann es nur einer Art von Bezauberung zuschreiben. Ich war Zeuginn der tausend Künste und Ränke, welche aufgebothen wurden, ihn seiner Pflicht untreu zu machen, und seines aufrichtigen Kämpfens dagegen. Ich sah das Unglück beynahe unvermeidlich herankommen. Unvermeidlich, sage ich; denn es wird wohl wenige oder vielleicht keinen Mann geben, der solchen Bestrebungen einer schönen, geistreichen und listigen Frau zu widerstehen vermöchte. Die Beyspiele liegen täglich vor Augen. Und darf ich endlich den Mann überhaupt schon ganz verurtheilen, weil er in Einem Puncte fehlte? Kann man nicht als Mensch, als Bürger, als Staatsdiener noch höchstverehrungswürdig seyn, wenn man auch als Ehegatte sich Vergehungen hat zu Schulden kommen lassen? Sieh, liebe Schwester! So strebe ich, mein geliebtes schönes Seelenbild mit jeder Kraft eines heißen Wunsches, und mit jeder Macht der Überredung fest zu halten. Es soll mir

nicht verschwinden, es soll nicht von dem Nebel der Unwürdigkeit umschleyert werden. Der leiseste Duft dieser Art würde hinreichen, das Licht der Verklärung zu verdüstern, in dem es sonst vor mir schwebte, und das eine nothwendige Bedingung meines inneren Friedens ist. Darum meide ich seit einigen Wochen jeden, auch den einfachsten Umgang. Ich mag nicht hören, was die Menschen sagen, und noch weniger, wie sie es sagen. Nicht, als ob es darum, weil es gesagt wird, schon wahr wäre; aber mich kränkt auch das falsche Gerücht, und es thut mir weh, wenn ich Andere lieblos urtheilen höre, weil ich, leider! zum offenen Widerspruch keinen Muth habe. Auch unsern würdigen Pfarrer besuche ich nicht mehr. Man trifft ihn selten allein, und in der Stimmung, in welcher ich bin, ist mir jede Berührung mit fremden Geistern, wie eine Verletzung.

Nur in völliger Einsamkeit bey meinen Kindern, und in den altbekannten Umgebungen meines Hauses ist mir leidlich. Da wiege ich mich in dumpfe Stille, und halte mich, wie Jemand, der an einem wunden Theile seines Körpers leidet, und nur durch gänzliche Ruhe den wüthenden Schmerz beschwichtigen kann, wenn gleich das stete Nagen des dumpfen Wehegefühls nicht aufhört. O, warum hat es dahin kommen müssen!

Eilfter Brief.

Roſalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Reſidenz den 15ten September 1811.

Wie das enden wird, ſehe ich nicht ein. Die Knoten der verworrenen Verhältniſſe verſchlingen ſich eng und immer enger um mich, hemmen jeden meiner Schritte, und drohen mir mit endlos unauflösbaren Verſtrickungen, durch die hindurch mein ermüdetes Auge nichts als unbefriedigende Beziehungen, und eine wüſte Dämmerung erblickt, in der ſich keine Geſtalt deutlich erkennen läßt.

Jenes unſelige Ereigniß mit der Spazierfahrt, von welchem ich Dir vor einigen Wochen ſchrieb, hat, wie ich es fürchtete, ſehr unerfreulich nachgewirkt. Ludwigs Argwohn, der ſchon früher erwacht war, iſt auf eine Art rege und lebendig geworden, die ihm keinen Augenblick der Zuverſicht und Ruhe mehr erlaubt.

Er sieht Gespenster am hellen Tage, und quält sich und mich mit einem unseligen Scharfsinn, überall Gefahr oder Beeinträchtigung zu finden. Ich leide sehr dabey. Er sieht es, und es dient nur dazu, noch einen Stachel mehr, den einer augenblicklichen Reue, in seiner ruhelosen Brust zu erwecken. Zwar zeigt sich, wenn er so in himmlischschönen Momenten sich einer vorhergegangenen Aufwallung, und der krankhaften Empfindungen anklagt, die seine stürmische Eifersucht über mich gebracht hat, der wahre Hintergrund dieses weichen, kindlichen Gemüths in seinem unwiderstehlichen Reiz, und er steht dann wieder als das hohe Götterbild vor mir, wie er mir vor einem Jahre in **bad erschien. Aber diese schönen Momente währen nur kurz, und nur zu bald tritt wieder das Scharfe und Schneidende unseres jetzigen Lebens verletzend hervor.

Mich beleidigt dieß ewige Bespähen und Beargwohnen. Ich thue nichts Unrechtes und nichts in Geheim. Daß ich Lothar schätze, mich in seinem Umgange angesprochen, und auf gewissen Saiten meines Gemüths befriedigt fühle, die gerade bey Ludwig weniger Anklang finden, das habe ich diesem selbst nicht verborgen. Lothar ist ein ganz anderes Wesen, als er. So muß er auch andere Saiten meines Ichs in Bewegung setzen, und ich wür-

de unbillig, ja ungerecht seyn, wenn ich nicht gestände, daß das lebhaft wechselnde Spiel mir angenehm ist, in welches sein geistreiches Gespräch, seine ausgebreiteten Kenntnisse, und der tiefe Blick, womit er die Zeit und ihre Bedürfnisse klar erkennt, mein Gemüth versetzen. Dieses leichte Hinschweben auf den ewig bewegten Wogen der Gedanken, dieses Emporgetragenwerden von einem stärkeren Geiste, als wir sind, diese hellen Ausblicke in die scheinbar verworrenen Verhältnisse, die sich durch seine Darstellungsart leicht und klar vor uns ordnen, wie die Säulen des Tempels vor dem, der auf dem rechten Mittelpunct steht, dieß Wiederfinden seiner eigenen, dunkeln Begriffe in dem hellen Spiegel des befreundeten Geistes, dieser hohe Seelengenuß ist wohl mit nichts an Vergnügen zu vergleichen, als mit dem wonnigen Rausche einer aufblühenden Leidenschaft, und er hat noch den Vorzug voraus, daß ihm weder Abspannung noch Reue nachfolgen können, weil er bloß den oberen Gemüthskräften angehört.

Ich habe einige Abweichungen in meiner bisherigen Lebensart gemacht. Ludwigs allzu ängstliche Sorge für seinen Ruf, eigentlich die Furcht vor Eleonoren, zwang ihn und mich zu strenger Verheimlichung unserer Gefühle. Seine Neigung zur

Eifersucht, die Gewohnheit auf dem Lande viel allein zu seyn, vielleicht auch das Ermüdende seines Erziehungsgeschäftes machten ihm einen stillen ungestörten Umgang mit mir zum Bedürfniß. Er wurde unmuthig, wenn er Jemand traf; ja mehr als einmahl entfernte er sich schnell, ohne mich zu sehen, wenn er hörte, daß ich nicht allein sey. Das alles machte mir ein gänzliches Zurückziehen von der Welt zur Nothwendigkeit. Ich sah weniger Leute, um mir mehr stille Stunden zu sparen, und jene belebten, genußreichen Abende, wo unsere besten Köpfe, Künstler, und was auf höhere Bildung Anspruch machte, sich bey mir versammelte, hörten nach und nach ganz auf. Lothar machte mich schon seit langer Zeit auf den Nachtheil aufmerksam, den dieß nicht bloß auf meine Unterhaltung, sondern selbst auf meinen Geist haben mußte, indem ich, so lange das Verhältniß mit Ludwig währt, auch beynahe alle meine poetischen Arbeiten aufgegeben hatte. Es ist auch wahr. Ich fühlte mich selten dazu aufgelegt. Das Gespannte, Unnatürliche einer Liebe, die, so rein und zärtlich, sich dennoch ängstlich verbergen sollte, wie ein Verbrechen, lag um so drückender auf mir, da ich sah, daß trotz unserer Sorgfalt, und manches Opfers, das ich brachte, mein Verhältniß zu Ludwig der

Welt und Eleonoren doch kein Geheimniß geblieben war. Ich gestand dieses Alles Lothar unverhohlen. Warum sollte ich mich der Beruhigung berauben, mit dem verläßlichsten und zugleich gescheutesten Mann, den ich kenne, hierüber offen zu sprechen? Er hörte mich freundlich an. Er billigte meine Ansicht, bewunderte meine Selbstverläugnung, sprach mit Achtung von Fahrnau's Character, und tadelte nur seine Ansichten, die er aus Standesvorurtheilen und Erziehung herleitet. Aber er bath mich, in meiner Nachgiebigkeit gegen eine trübselige Stimmung nicht zu weit zu gehen. Er zeigte mir einen klaren sichern Weg, Ludwigs Forderungen und die Bedürfnisse meines Geistes, der nun doch auch so gut, wie das Herz, seine Rechte habe, zu vereinigen, und es wurde ausgemacht, daß ich zwey Tage in der Woche, an welchen sich Ludwig ohnehin selten frey machen kann, zu Hause bleiben, und jene Gesellschaften, denen ich früher entsagt hatte, wieder bey mir sehen sollte. Das ist nun schon einigemahl geschehen, und ich glaube zu spüren, daß diese zwanglos heiteren Berührungen auf mich wohlthätig gewirkt haben. Lothar ist die Seele solcher Gesellschaften. Er hat mir einige recht artige und interessante Künstler aufgeführt. Wir lesen, machen Musik, oder plaudern. Ich ha-

be ein Paar kleine Gedichte niedergeschrieben, deren Ideen ich lange fruchtlos in meinem Kopfe herumtrug, ohne in den beengenden Verhältnissen genug Freyheit des Geistes zu finden, um ihnen Worte geben zu können. Lothars klarer vorurtheilsloser Geist, seine eigene Weise, Alles zu durchschauen, und das so Durchschaute mit wenigen Zügen so vollgenügend vor Augen zu stellen, daß uns in der heiteren, ruhigen Ansicht wohl wird, wie am schönen Abend nach einem Gewittertage, wo Farben und Formen sich rein und bestimmt aus der tiefblauen Luft scheiden, und erfreulich vor unsere Blicke treten — diese köstlichen Gaben des treuen Freundes halfen mir zu richtiger Erkenntniß meiner selbst, und wälzten die beengenden Lasten von meiner Brust. Der befreyte Geist schwang die entfesselten Flügel, und versuchte freudig den langentwohnten Flug.

So bewege ich mich denn wieder mehr in meinem eigensten Elemente, ich lebe wieder der Kunst, und jenen Ansichten, die, weit über den Gesichtskreis der Alltäglichkeit hinausgerückt, diejenigen, die sie fassen können, auch aus den lastenden Formen und Regeln heben müssen, die eben ja nur für jene Alltäglichkeit erdacht worden sind.

Ludwig sieht diese Veränderung mit stiller Angst. Ich erkenne den Schmerz wohl, der seine Brust

verletzt. Aber kann ich es ändern? Soll ich dem geflügelten Genius die Schwingen ewig binden, oder gar lähmen, weil der Gefährte an seiner Seite, von Wahn und Menschenfurcht gefesselt, ihm nicht folgen kann, oder — will? Ich bin Ludwig so innig, so herzlich gut! Es liegt eine Kindlichkeit, ein Gefühl fürs Recht, eine Zartheit, Treue und Festigkeit in seinem Gemüthe, wie in keinem andern. Aber er versteht mich nicht ganz, und macht mich somit an seiner Seite nicht froh.

Er ist seit einigen Wochen ganz verändert. Sein Frohsinn ist verschwunden. Trübe schwüle Ansichten, die seinem offenen Gemüthe einst ganz fremd waren, sind von außen in ihn hineingekommen. Sein Geist hat nicht die Macht, diese heterogenen Theile abzustoßen, oder zur genügenden Einheit in sich zu verarbeiten. Das hat das Hofleben gethan. Auf dem glatten Boden, von allen Seiten umgarnt, und mit List und Bosheit umstellt, unendlich reizbar im Puncte der Ehre, und wirklich schwach gegen das Qu'en dira t'on — ist es ein Wunder, daß sein Geist in unabsehbaren verwickelten Beziehungen seine Freyheit, und den großartigen Ausblick über Welt und Menschen verlieren mußte?

Ja, ich sehe, wie ich im Anfang des Briefes

ſagte, nicht ab, wie das enden ſoll; aber ich will mir durch voraus genommene Sorgen nicht den friſchen Reiz der Gegenwart verkümmern, und ſagen, wie Clärchen im Egmont: Laß die Zeit kommen, wie den Tod! Daran vorzudenken, iſt ſchreckhaft. Wenn ſie da iſt, wollen wir uns geberden, wie wir können.

Zwölfter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Freudenwald den 20sten September 1811.

Graf Helfenstein wird vor der Hälfte des nächsten Monaths zurück erwartet. Ich sehe seiner Ankunft mit Sehnsucht, als dem Zeitpuncte meiner Erlösung entgegen; denn ich kann es am Hofe nicht länger mehr aushalten.

Es ist wahr, ich trage hierin nur meine Schuld; aber dieses Geständniß taugt nicht dazu, den Stachel des Unmuths zu mildern, der unaufhörlich in meinem Innern wühlt. Unter dem täuschenden Schein künftiger Nützlichkeit und guter Dienste, die ich meinem Fürsten und dem Vaterlande leisten könnte, wußte die arglistige Verführung mich anzulocken, ich entzog meine Hände der goldenen Fessel nicht, die sie mir darreichte, und wurde so ihr Eigenthum, ihr Raub. Ach Bruder! Ich habe

hier Alles verloren, Freyheit, Gemüthsruhe, Bewußtseyn, und mein häusliches Glück! Und jetzt, nachdem ich Alles dahingegeben habe, weicht der schlüpfrige Boden unter meinen Füßen. Neid und Cabale haben mir, ich fühle es wohl, das unbedingte Vertrauen des Fürsten entzogen; die Bosheit arbeitet mir auf allen Pfaden entgegen, und zerstört in Geheim, was ich mit treuer Mühe baute; ja man sucht mir sogar den einzigen Schatz, den ich noch besitze, meines Zöglings Liebe zu entwenden. Und wenn ich nun, von solchem zwecklosen Treiben ermüdet, zu ihr eile, der ich mehr als die Freyheit, der ich mein ganzes Ich und meinen Frieden geopfert habe, wenn ich in ihrer einst so grenzenlosen Liebe, Trost und Aufheiterung suchen will, dann stehen auch dort wieder neue Furien auf, mich zu geißeln, und der Unseligste von allen Menschen, den ich eben so verachte als hasse, bemächtigt sich immer mehr und mehr ihres Vertrauens — vielleicht ihres Herzens. — Nein, nein! Das kann nicht seyn! Das wird nicht seyn! Ihr Herz kann er mir nicht rauben. Das hängt mit zu festen, innigen Banden an mir. Wenn ich mir jene Scenen hervorrufe, wo sie um meinetwillen den Ruf der Welt, ihre Gesundheit, ihr Leben auf's Spiel setzte, wenn ich an die Tage in Sarning,

an die seligen Stunden des vorigen Frühlings denke — nein! es kann nicht seyn! Sie kann den kalten Verstandesmenschen, der nur sich liebt, und unter der Maske der Weltbürgerschaft die ungeheuerste Selbstsucht verbirgt, nicht lieben. Das zarteste, heißeste, verletzbarste Herz kann an einer Marmorbrust keine Ruhe finden.

Geändert ist Rosalie; das ist sicher. Zwar bleibt ihr Betragen gegen mich immer warm, zärtlich, leidenschaftlich; aber ihre Denkart und ihre Lebensweise ist nicht mehr dieselbe. Ich fühle von allen Seiten die Einwirkungen des bösen Dämons, der sie umschwebt, und dem sich zu entziehen, sie weder Bitten, noch Vorstellungen bewegen können. Aber, Bruder! eben diese veränderte Lebensweise hat ihrem Wesen eine Heiterkeit gegeben, die sie in frisch aufblühendem Reiz neuer Gesundheit noch unwiderstehlicher macht. Wie oft komme ich zu ihr, den Busen voll Sorgen, voll Klagen und Ärgerniß über die Welt, über sie selbst! Ach schon bey ihrem Anblick schwindet ein Theil derselben, und, wenn sie spricht, wenn diese zarten Züge sich in schönen Linien bewegen, diese himmlischen Augen so liebevoll zu mir aufblicken, und diese weichen Arme sich zauberisch um mich schlingen, was könn-

te sie mich dann nicht überreden? Was würde ich ihr nicht glauben?

Mehr als zehnmahl war ich schon fest entschlossen, eine Änderung ihres jetzigen Betragens geradezu zu fordern, oder ihr zu sagen, daß sie mir entsagen müsse. Aber wenn sie dann mit ihrem gewandten Geist mir meine Sorgen auszureden sucht, es doch nicht dahin bringt, die geängstete Liebe zu beruhigen, und sich zuletzt mit Thränen an meine Brust wirft, und mich auf Alles hinweiset, was sie für mich gethan, geopfert, gelitten — wie ist es möglich, dann meinen Vorsatz zu behalten, oder hart mit ihr zu sprechen?

Aber wenn ich wieder zu Hause, einsam, in den hohen weiten Prunkgemächern bin, keine liebende Seele um mich, nur kalte förmliche Gesichter, von denen ich überzeugt bin, daß sie dem nächsten Augenblick begierig entgegen sehen, wo sie mich stürzen, und auf den Trümmern meines Glücks sich das ihrige erbauen könnten; dann fallen mich wieder alle Schlangen des Mißmuths und des zerstörten Bewußtseyns an, und ich fühle mich unaussprechlich unglücklich! So, Bruder, dreht sich mein Geist in diesem ermattenden Kreise von Seligkeiten und Verzweiflung ruhelos herum. Mein ahnendes Herz fragt hundertmahl, der ruhige Ver-

stand antwortet hundertmahl, und es erfolgt keine Befriedigung.

Ich vermag auch seit einiger Zeit nicht mehr ordentliche Briefe an Leonoren zu schreiben. Ach, der Gedanke an ihren Gemüthszustand, und an ihre Empfindungen über mich, ist ein Abgrund, vor dessen grauser Tiefe mir schwindelt. Ich habe vielleicht ihr Leben vergiftet, das nur mir gewidmet war! Ich habe dieß Herz vielleicht zerrissen, das nur für mich schlug! — Vielleicht! An diesem Vielleicht hängt das Spinnengewebe meiner täuschenden Beruhigung. O Bruder! Es liegen Qualen in meiner jetzigen Lage, von deren grausamen Stacheln ich vorher auch keine Vorstellung hatte, und deren Bild Eleonoren, möchte ich ihr auch noch so strafbar erscheinen, erschüttern, und sie dahin bringen müßte, mich zu bedauern.

Wenn ich oft recht in die düsterste Tiefe schmerzlichen Nachdenkens versinke, dann steigt, um mich noch mehr zu peinigen, ein himmlisch schönes Bild, verherrlicht durch allen milden Reiz der Vergangenheit, und herausgehoben durch den blendenden Strahl schmerzlicher Reue, vor mir auf, das Bild meines früheren Lebens auf Rosenstein, mit Eleonoren, mit meinen Kindern, und unter meinen Unterthanen im segensvollen ungehemmten Wir-

ken für das, was mir das Liebste und Nächste war, jenes freudige Streben, jene süßen und schnell belohnten Bemühungen für die, ohne deren Glück das meine weder in sittlicher noch bürgerlicher Hinsicht bestehen konnte. Wenn ich so nach dem nützlich vollbrachten Tagewerk Abends zurück kam, das holde Weib mit den Kindern mir entgegen ging, ich vom Pferde sprang, die kleinen Engel in meine Arme schloß, und Leonore — Fort, fort mit diesen Erinnerungen! Zu was der Aufblick des Verdammten in die ewig verscherzten Freuden des Paradieses!

Dreyzehnter Brief.

Mathilde Walter an ihre Schweſter.

Fallowetz, den 1ten October 1811.

Verzeih, liebſte Thereſe, wenn dieſer Brief etwas ſpät auf die letzten flüchtigen Zeilen folgt, die Du aus der Reſidenz von mir erhieltest, und ich erſt jetzt, da ich ſchon vier Wochen lang dem edelſten Manne durch heilige Bande angehöre, und mein Schickſal für den Reſt meines Lebens nach allen Wünſchen meines Herzens feſtgeſtellt iſt, Dir eine ausführliche Nachricht von mir gebe.

Daß Herrmann in der Reſidenz eingetroffen war, habe ich Dir geſchrieben. Unſer Wiederſehn habe ich Dir nicht geſchildert. Es wäre vergeblich geweſen, dieß zu unternehmen. Nach langen Jahren hoffnungsloſer Trennung waren unſere Herzen noch dieſelben, wie in den ſchönen Tagen unſerer früheren Jugend. Herrmann hat ſich in Nichts geändert,

als in seinem Äußeren, das ich männlicher, gewandter, und darum noch angenehmer finde, als damahls, wo die Einförmigkeit seines Lebens und Umgangs ihm keine vielseitige Ausbildung gestattete. Stelle Dir mein Erstaunen vor, als ich durch meinen Mann erfuhr, daß Rosalie die Gemahlinn unsers Wohlthäters, oder vielmehr — seine Witwe ist! Sie empfing Herrmann mit einer so achtungsvollen Freundlichkeit, richtete unser Hochzeitfest mit so viel Herzlichkeit und Geschmack an, und behandelte uns bis zum letzten Augenblick so schwesterlich, kann ich sagen, daß wir beyde innig gerührt von ihr schieden, und mein Mann wirklich aller Überzeugungen bedurfte, die er von Julius erhalten hatte, um nicht ganz von ihr bezaubert zu werden. Jetzt bleibt eine aus Mitleid und Achtung gemischte Neigung für sie in unserer Brust, und, wie verkehrt auch ihr Benehmen ist, wie wenig ihre Grundsätze gebilligt werden können, — sie wird ewig Ansprüche auf meine Zuneigung und auf meinen Dank haben. Das habe ich ihr auch betheuert, als ich mit Thränen von ihr schied, und sie tief und wunderbar gerührt war.

Von der Residenz ging unser Weg nicht alsogleich hierher. Wir hatten noch Besuche zu machen, die für mich äußerst anziehend waren. Durch eine

göttlich schöne Gegend, die von angenehm begrünten Hügeln sich nach und nach zu immer höheren Bergen erhob, führte mich mein Herrmann zuerst nach Waldemuth seinem Freunde entgegen. O meine Schwester! Welch ein edler hoher Mensch ist Julius! Hier in Fallowetz, wo er seine Kindheit und erste Jugend zugebracht, und einige Jahre an der Seite jener bedauernswürdigen Verirrten gelebt hatte, umringen uns lauter Spuren seines segnenden Geistes, aber auch die sichtlichen Merkzeichen seines nachmahligen Unglücks.

Er empfing uns mit heftiger Rührung. Lang und sprachlos lagen Herrmann und er sich in den Armen. Sie hatten sich so viele Jahre nicht gesehen, und so manche traurige Ereigniſſe waren zwischen ihre letzte und diese Zusammenkunft getreten. Alle schmerzlichen Wirkungen derselben schienen in schneller Folge in Julius Zügen vorüber zu gehen. Aber er schwieg, oder er vermochte wohl nicht, seinen Gefühlen Worte zu geben.

Als die erste Erschütterung vorüber, und der Sturm niedergekämpft war, trat Julius freundlich auf mich zu, bewillkommte mich wie eine liebe, lang vermißte Verwandte, und rief mit einem unendlich holden Wesen die Zeit unserer gemeinsamen Spiele, und so manchen kleinen Streich, den

wir einander gespielt, mir ins Gedächtniß zurück. Er wäre so gern noch einmahl ein Kind mit mir gewesen. Ach die Narben in seiner Brust werden ewig den freyen Erguß solcher heiteren Gefühle hindern!

Auch sein Oheim ist ein liebenswürdiger Greis. Wir brachten drey schöne der heiligsten Freundschaft geweihte Tage in Waldemuth zu. Julius ist die einzige Freude seines hochbetagten Oheims. Er liebt ihn wie einen Sohn, und der Neffe erwiedert diese Neigung mit kindlicher Ergebenheit, und gibt sich mit so viel Zartgefühl, so viel — Anmuth, möchte ich sagen, den manchmahl wunderlichen Einfällen des guten Alten hin, daß Herrmann und ich ihn zugleich bewundern, und noch inniger lieben mußten.

In Waldemuth hörte ich zufällig des nahgelegenen Rosenstein erwähnen. Hier lebt die gute unglückliche Eleonore, an die mich schon im Anfange unserer Bekanntschaft ein inniges Wohlwollen zog, und die mich später durch die Art, mit der sie ihr Schicksal trug, mit der höchsten Achtung erfüllte. Julius kennet sie längst, und hat sie jetzt wieder einigemahl gesehen. Es ist dasselbe Mädchen, eine Baronesse Bernheim, die er vor zehn Jahren hätte heirathen sollen. Er erzählte mir viel von ihr

und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, wie ganz anders Alles gegangen seyn würde, wenn er dem Willen seiner Ältern gefolgt, und Leonoren statt Rosalien die Hand gegeben hätte! Ob solche Gedanken sich auch in seiner Seele bewegt haben, weiß ich nicht; aber er schätzt Leonoren sehr, und bewundert vor Allem die stille Fassung, mit der sie ihren Kummer, dessen Anblick der bitterste Vorwurf für ihren Mann wäre, vor der Welt verbirgt. Doch scheint es, wie Tengenbach sagt, als ob ihr die Gewalt, mit der sie sich vor Fremden beherrscht, in die Länge beschwerlich fiele; denn sie zieht sich von aller Gesellschaft zurück, und sucht in tiefer Einsamkeit jede Berührung mit der Außenwelt, die dem Leidenden so oft verletzend wird, zu vermeiden.

Diese Ansicht hielt mich ab, wie es vorher mein Wunsch gewesen war, auf einen Nachmittag nach Rosenstein, das nur zwey Stunden von Waldemuth entfernt ist, hinüber zu fahren. Ich sagte es Julius. Er stand einen Augenblick zweifelnd an, ob nicht vielleicht der Besuch einer Frau, und einer Person, die stets von ihr mit gütiger Auszeichnung behandelt worden war, hier einen Unterschied mache. Während wir noch überlegten, kam ein Billet von Leonoren. Sie hatte von meiner

Anwesenheit in Waldemuth, von meinem Glücke gehört, lud mich freundlich ein, sie zu besuchen, und bath mich, ihr meinen Mann aufzuführen.

Eine reine Freude glänzte aus Julius Augen, als ich dieß Billet las. Er ließ gleich nach Tische anspannen, und schien sich herzlich darüber zu freuen, daß unser Besuch der Trauernden ein paar heitere Stunden bringen würde. Sie kam uns mit großer Freundlichkeit entgegen, erkundigte sich um Alles, und weidete sich recht an dem Anblick fremden häuslichen Glücks, während sie selbst daran darben muß. Auch fand ich sie sehr verändert. Sie ist viel magerer, viel blasser geworden, und in den großen dunkeln Augen liegt ein unendlich wehmüthiger Ausdruck. Doch schien sie für diesen Augenblick Alles vergessen zu haben, und sich voll schöner Heiterkeit nur mit der Gegenwart zu beschäftigen. Ihre Kinder sind höchst liebenswürdig, und der Knabe ist ganz das Bild seines Vaters. Leonorens Auge ruhte oft mit stiller Traurigkeit auf ihm, und ich konnte mir leicht sagen, was dann in ihrem Gemüthe vorging.

Von Julius und seinem Oheim spricht sie mit großer Achtung, dennoch scheint es, als trüge sie kein Verlangen, diese Bekanntschaft zu unterhalten, und Tengenbach mag also wohl Recht haben.

Wir schieden vergnügt von ihr. Herrmann war sehr für sie eingenommen, und dieser Besuch erhöhte den Reiz noch mehr, den der Aufenthalt in Waldemuth für mich hatte.

Am vierten Tage brachen wir endlich auf. Julius begleitete uns eine Strecke, und wir gelangten, nicht ohne einige Beschwerden in dem sehr gebirgigen Lande, an den Ort unserer Bestimmung.

Hier umfingen mich die Geister der Vergangenheit, und alle Leiden und Freuden meiner Jugend erwachten hell in mir. Ich begrüßte den wohlbekannten Ort mit heißen Thränen, denen ich nicht wehren konnte. Mein Herrmann verstand mich ganz, er theilte und milderte zugleich durch seine richtigen Ansichten meine heftige Rührung, und so kam mein bewegtes Herz nach und nach zur Ruhe.

Nun bin ich hier eingewohnt. Wir haben Zimmer in einem Flügel des Schlosses bezogen. Die Beamtenwohnung ist durch lange Vernachläßigung verfallen. Julius bestand anfangs ernstlich darauf, daß wir sein ehemahliges Apartement uns zueignen, und also ganz, wie die Herrschaft selbst, im Schlosse walten sollten. Das hat Herrmann mit Festigkeit abgelehnt. Er ist Oberamtmann. Als dieser will er wirken und leben, und ich fühle, er hat vollkommen Recht. Auch Julius sah zuletzt die

Richtigkeit dieſer Gründe ein. Es war nur ſein volles, von Liebe überſtrömendes Herz geweſen, das ihn zu dem Wunſch verleitete, ſeinen Freund in den Beſitz aller möglichen Bequemlichkeiten und Genüſſe zu ſetzen.

Daß ich tief und innig beglückt bin, kannſt Du wohl denken. In Herrmanns Beſitz, in ſeiner Liebe, in ſeinem Umgang allein ſchon würde ich die höchſte Seligkeit finden. Nun kommen aber noch die Annehmlichkeiten einer nicht bloß ſorgenfreyen, ſondern ſehr bequemen Exiſtenz, die Reize dieſer lieblichen Gegend, und die holden Geiſter meiner Jugendträume dazu. Hier lebe ich mit dem erſten und einzigen Freunde meiner Kindheit und Jugend nach langer ſchmerzlicher Trennung auf ewig vereint, und dieſe Berge, welche Zeugen unſerer fröhlichen Kinderſpiele und unſerer erwachenden Neigung waren, ſehen uns nun in reiferen Jahren glücklich, und ſollen auch unſer ſtilles vergnügtes Alter ſehen.

Vierzehnter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an ſeinen Bruder.

Aus der Reſidenz den 20ten October 1811.

Mein Nachfolger iſt angekommen, und ich habe mein Amt niedergelegt. Die Eile und die Entſchloſſenheit, womit ich die Sache betrieb, ſchienen den Fürſten zu befremden. Wie ſeltſam doch die Großen der Erde ſind! Er hätte den Schlüſſel zu meinem Benehmen leicht in dem ſeinigen, und in dem ſeiner Umgebungen finden können. Das war wohl ſchon ſeit Langem nicht mehr, wie Anfangs. Er hatte auf die Einflüſterungen meiner Gegner gehorcht, und es wurden dabey Dinge in's Spiel gezogen, die nun einmahl mit meinem Amt in gar keiner Verbindung ſtanden, und zu ſtehen brauchten. Die Hofſchranzen hatten ſehr bald den veränderten Wind mit der ſcharfen Witterung eines Spürhundes bemerkt, und ihr Betragen gegen

mich war zugleich Ursache und Folge des seinigen. So wurden mir denn von allen Seiten, versteckt und offen, Hindernisse in den Weg gelegt, überall gab es unübersteigliche Beschwerlichkeiten, und alle alten Formen und Etiketten wurden gegen mich in Schlachtordnung aufgestellt. Nur Ein einziger Mann war unter ihnen, der es zuletzt noch redlich mit mir meinte — der Hofmarschall. Zwar war auch dieser früher auf ihrer Seite gestanden; aber ein unbedeutender Dienst, den ich dem alten ehrlichen Diener seines Fürsten aus Billigkeitsgefühl geleistet hatte, gewann mir sein Wohlwollen. Indessen beschränkten auch seine Äußerungen sich nur auf Warnungen und heimliche Eröffnungen. Auf ein Handeln oder muthiges Entgegenstemmen war bey diesem unter Förmlichkeiten und Rücksichten grau gewordenen Hofmann niemahls zu rechnen. Ich sah also deutlich, daß hier für die gute Sache nichts mehr zu thun war, und fand es der Klugheit und der Rechtlichkeit gemäß, jetzt von einem Platze abzutreten, wo innere und äußere Verhältnisse sich der genügenden Ausübung einer schönen, aber verantwortlichen Pflicht widersetzen. Ich that diesen Schritt mit Überzeugung, folglich leicht und ohne Reue. Nur ein Moment war mir schmerzlich und schwer. Es war die Trennung von meinem

geliebten Zögling, der mit aller Wärme kindlicher Liebe an mir hängt, und der mir dadurch, und durch die Fortschritte seiner Entwickelung theuer geworden ist, wie ein eigener Sohn. Diese Liebe zu ihm wird auch nie in meiner Brust erlöschen, und das Bewußtseyn dessen, was ich ihm gewesen, wird stets aus der dunkeln Nacht meines Aufenthalts an diesem Orte des Unglücks und der Verworrenheit wie ein freundlicher Stern in meine Zukunft strahlen.

Ich habe Leonoren meine Dienstentsagung gemeldet, und ihr verkündigt, daß ich, sobald ich noch Verschiedenes hier geordnet haben werde, zu ihr und meinen Kindern eilen würde. Sogleich, Bruder! jetzt sogleich ist es mir unmöglich, dahin zu kommen. Nicht als ob der Gedanke, bey meinem edlen trefflichen Weibe, und bey meinen geliebten Kindern zu seyn, für mich etwas Schreckendes hätte — o vielmehr liegt die höchste Seligkeit des Lebens darin, und das Bild meiner früheren Jahre schwebt in Himmelsreizen marternd vor mir! Aber es liegt zu viel zwischen dieser Vergangenheit und meiner Zukunft, als daß ich hoffen könnte, diese je ganz befriedigend wieder an jene knüpfen zu können. Die Kluft ist zu groß, und das Geschehene nicht ungeschehen zu machen.

Auch herrscht noch immer Rosaliens Bild mit Zauberreiz und Allgewalt in meiner Brust. Ich erkenne seine Verderblichkeit, aber auch seine Macht. Zwar fühle ich nur zu deutlich, daß auch hier nicht mehr Alles ist, wie es war. Argwohn, Mißtrauen, gerechte Zweifel steigen unabläßig in mir auf, vergiften jeden stillen Genuß, verdüstern jede Stunde heiteren Umgangs, und scheuchen mich oft von ihrer Seite empor. Aber wenn sie mir dann wieder mit unwiderstehlicher Anmuth entgegen kommt, mir vertrauensvoll die Hand reicht, mir unbefangen erzählt, was sie gethan und gesprochen, wenn sie mir ihre treue hingegebene Liebe zeigt — dann ersterben die bitteren Vorwürfe auf meinen Lippen so wie der düstre Vorsatz, ihr zu entsagen, in meiner Brust, und ich gehöre ihr wieder an, wie vordem, bis in der Einsamkeit jene quälenden Furien, verbunden mit dem Bewußtseyn meines Unrechts gegen Leonoren, sich von Neuem erheben, und so das alte Spiel in ewig aufreibendem Kreislauf fortgeht. Nein! Mit diesen Gefühlen in der Brust kann und darf ich nicht zu Leonoren zurückkehren. Ich darf das stille Heiligthum ihres schönen Wirkens, und, ach Gott! vielleicht ihrer Wehmuth nicht mit meinem düster verworrenen Treiben entweihen. Mein Kampf muß hier ausgekämpft wer-

den. Ich muß klar sehen, und darnach meine Maßregeln ergreifen. Lange kann diese Ungewißheit nicht mehr währen. Aber auch dann, wenn ich Alles deutlich erkennen, wenn ich überzeugt seyn sollte, daß ich hintergangen, aufgeopfert bin, darf wohl der von Leichtsinn und Verkehrtheit Verschmähte, Verstoßene, mit dem Bewußtseyn seiner Schuld beladen, vor das Antlitz des reinen Engels treten? Nein, Bruder! Nein! Ich darf auch das nicht! Ich habe Leonoren, und mit ihr mein ganzes Erdenglück, denn ich habe mein Bewußtseyn — verwirkt.

Fünfzehnter Brief.

Lothar an Roſalie von Sarewsky.

Aus der Reſidenz den 24ſten October 1811.

Ich verließ Sie geſtern, gnädige Frau, in einer ſehr unangenehmen Stimmung. Ihr Geiſt war befangen, Ihr Gemüth beunruhigt. Sie waren nicht mehr Sie ſelbſt. Ich ging deßhalb. Es wäre, obgleich nothwendig, doch vergeblich geweſen, in dieſer Spannung Ihres Inneren, Ihnen mit gelaſſenem Muth zu zeigen, wie das Alles anders ſeyn ſollte, und ſo leicht anders ſeyn könnte. Auch mißtraute ich mir ſelbſt bey dieſem Geſchäfte. Der Freund kann nicht gleichgültig bleiben, wenn er die theure Freundinn leiden ſieht; das Bewußtſeyn ihres Kummers raubt ihm die nöthige Unbefangenheit, und die Thränen, die geliebte ſchöne Augen trüben, trüben, wenn ich ſo ſagen darf, auch den freyen Ausblick ſeines Geiſtes.

Lächeln Sie immer über den Proſaiſten, der es

wagt, vor der ersten Dichterinn ihres Vaterlandes mit einem poetischen Bilde aufzutreten, und schließen Sie daraus auf die Macht des Antheils, den Ihre Leiden mir einflößen!

Ja, Rosalie! Sie haben gestern sehr gelitten, obgleich Sie es mir verbergen wollten. O versuchen Sie dieß nimmermehr! Ihr Wesen ist zu zart, und die reizende Hülle, die den beweglichsten und edelsten Geist umgibt, zu ätherisch, zu durchsichtig, um irgend eine seiner Regungen dem Auge der besorgten Freundschaft zu entziehen. Solche Anstrengungen können nichts hervorbringen, als Ihnen eine schmerzhafte, ja verderbliche Gewalt anzuthun, ohne Sie doch an Ihr Ziel zu führen.

Überlassen Sie, holde Freundinn, das traurige Geschäft der Verstellung entweder jenen abgehärteten Geistern, die unter den Stößen des täglichen Geschäftslebens jede zarte Fühlbarkeit abgestreift haben, oder jenen kleinen Seelen, die ihre armselige Welt in Intriguen finden! Die wohlverdiente Gunst des Schicksals hat Sie über das Erste erhoben, und zu dem Zweyten sind Sie viel zu gut.

Sie können sich nicht verstellen, Rosalie! Wohl Ihnen, und wohl Jedem, den die freundliche Laune seines Geschicks in Ihre Nähe brachte!

Aber Sie sollen es auch nicht bedürfen; denn Sie

ſollen nicht leiden! Sie haben mich oft zum Scherz den ſchroffen Freund geſcholten. Wie ich Ihnen aber auch erſcheinen mag, ich würde kein Bedenken tragen, alle Kräfte meines Geiſtes und meines ganzen Weſens aufzubiethen, um jedes durch die Natur oder den Zufall verhängte Leiden von Ihrem theuren Haupte abzuwenden. Wie ſehr muß es mich alſo quälen, zu ſehen, daß Sie ſich ſelbſt unnöthigerweiſe Kummer ſchaffen! Ja, meine Freundinn! Ganz unnöthig, und ohne allen Dank! Das ſagt Ihnen der ſchroffe Freund.

Zürnen Sie ihm immerhin! Er kann nicht ſchmeicheln, er kann nicht einmahl ſchweigen, wo er Unrecht ſieht, und er unterzieht ſich gern Ihrem Unwillen, wenn er Ihnen nur helfen, und Sie von einer unverzeihlichen Schwäche heilen kann, die Sie, je länger, je mehr, mit ſich und der Welt entzweyen, in ſich verwirren, und um die freye Spiel- und Federkraft Ihres reichen Geiſtes bringen wird.

Sie ahnen, wovon ich ſpreche. Ich ſehe Sie halb vor holder Scham, halb vor ſchnell angeflogenem Zorn erröthen. Sie finden mich zudringlich, kühn, und weiſen mich in die Schranken zurück. Aber ich weiche nicht ſo ſchnell.

Sie lieben. Das iſt natürlich. Jugend, Gefühl, Phantaſie, und ein lange mißverſtandenes, in ſeinen

heiligſten Empfindungen getäuſchtes Herz haben Ihre Neigung auf eine blendende Erſcheinung geheftet, die ſich Ihnen unter romantiſchen Umgebungen und unter den düſteren Reizungen eines verwehrten Wunſches zeigte. Ich will und kann das nicht tadeln. Der, den Sie mit Ihrer Liebe beglücken, iſt allerdings liebenswürdig. Aber — ich bin im Begriffe etwas Hartes zu ſagen, Sie werden ungehalten werden, und Sie mögen auf die Echtheit meiner Freundſchaft für Sie ſchließen, weil ich es wage, ſelbſt mit der Gefahr Ihres Zornes Ihnen die Wahrheit zu ſagen — aber er iſt auch nicht mehr. Er haßt mich, ich weiß es. Er begegnet mir mit Übermuth, wenn wir uns treffen, was ich, als der Ältere, Klügere, vermeide, wo ich kann; denn ich ehre Ihre Wahl und ſchone Ihre Zärtlichkeit in ihm. Wäre dieſe Rückſicht nicht, ſo würde wohl Manches geſchehen ſeyn, was dennoch beſſer unterblieben iſt. Dieſe Erkenntniß aber kann mich nicht ungerecht gegen ihn machen. Ich gebe zu, was wahr iſt. Er iſt ein liebenswürdiges Kind im Mannsalter, aber er iſt ein Kind.

Sie kennen ſeine Standesvorurtheile, ſeine Blindheit in Rückſicht der Fortſchritte und Bedürfniſſe unſers Geſchlechts, ſein totales Verkennen des Dranges der Gegenwart. Wir haben oft darüber mit einander geſprochen. Er hatte auch Sie mit ſei-

nen romantisch aristocratischen Ideen aus dem Mittelalter angesteckt. Ihre Phantasie griff das Poetische an dem Ritterwesen auf, aber Ihr klarer Verstand zerstreute bald die unhaltbaren Nebel. Sie sehen jetzt ein, daß Eines Noth thut, und daß wir mit Feudalsystemen, Tournieren und Träumen von Deutschheit bey einer Nation, die nun einmahl keiner Nationalität fähig ist, und sich nur durch Cosmopolitismus aussprechen und erhalten kann, nie an ein gewünschtes Ziel kommen werden. Er wird das nie erkennen.

Dieser Mangel an Scharfsinn wäre indeß wohl zu übersehen. Er leidet unter den Vorurtheilen seiner Caste, und kein Mensch gibt gern Prärogative auf, wie unbillig, ja wie unmenschlich sie auch seyn mögen, die ihm zu Gute kommen, und denen der althergebrachte Besitz von Ahnen und Vorältern eine Art täuschender Sanction gibt.

Aber, und das ist nicht zu entschuldigen, er versündigt sich auch an Ihnen; denn — verzeihen Sie den harten, aber wahren Ausdruck! er schämt sich Ihrer, und seiner Liebe für das schönste, edelste, interessanteste, ihm ganz sich aufopfernde Weib. Und das, liebe Freundinn, ist Ihr größtes Unglück. Sie lieben ihn zu sehr.

Denken Sie an seine ängstliche Umsicht, wenn

er bey Ihnen ist, und die Stunde heran naht, wo er wieder nach Hofe muß, damit man ihn nicht vermisse, und auch nicht vermuthe, wo er sey. Der Armselige! Soll die Zeit nicht für ihn vernichtet seyn, wenn er das unaussprechliche Glück genießt, Sie in seinen Armen zu halten? Soll da noch ein Hof, ein Amt, eine Verantwortlichkeit für ihn existiren?

Und dann sein erbärmliches Schwanken zwischen Leonoren und Ihnen! Ich kenne seine Frau, und lasse ihr Gerechtigkeit widerfahren. Sie ist hübsch, sie ist eine gute Mutter, eine brave, nützliche Hausfrau, und sie besitzt sogar einen Anflug von Talent. Aber kann sie wohl nur von fern in Vergleich mit Ihnen gestellt werden, mit Ihnen, die als Frau sie an Gestalt und Liebreiz tausendmahl übertrifft, zwischen deren und Leonorens Talent sich auch kein Punct der Vergleichung finden läßt, und auf die ihre Nation mit Stolz und Liebe sieht? — Verzeihen Sie! Ich bin mir bewußt, nur strenge Wahrheit gesagt zu haben; aber es sieht aus, wie Schmeicheley, und davon ist mir auch der leiseste Schein verhaßt.

Denken Sie an die schmerzlichen Augenblicke, die dieses unaufhörliche Schwanken Ihnen verursachte, an Ihre Leiden, an die Untergrabung Ihrer Gesundheit, die eine Folge jener Kämpfe war! Ihm haben Sie es zu danken, daß **bad Ihnen gar nichts

nützte, und daß Sie den vorigen Herbst, so wie im Anfange des Winters, in Gefahr ſtanden, das Opfer einer ſchleichenden Krankheit zu werden.

Ja, meine theure Freundinn! Sie lieben ihn zu ſehr. Das iſt Ihr Unglück, denn es iſt Ihr Unrecht; und nur, wenn wir unrecht handeln, leiden wir. Er verdient dieſe grenzenloſe Hingebung nicht. Ich brauche nach dem, was ich bereits angeführt habe, nichts weiter zu erörtern; aber ich bin überzeugt, daß jene Ängſtlichkeit und jenes Schwanken nicht Statt haben würden, wenn er bey Ihnen noch etwas zu fürchten hätte. Etwas fürchten und etwas ſorgen muß der Menſch für den kommenden Morgen. Nur weil Ihre ausſchließende Zärtlichkeit ihn jeder Furcht und jeder Sorge bey Ihnen überhoben hat, fürchtet er den Fürſten, und ſorgt ſich bey ſeiner Frau.

Aber es iſt noch ein Grund, um deſſentwillen dieß ganze Verhältniß mich ärgert, und um deſſentwillen ich es als einen Raub an Ihnen, und dadurch an der ganzen Welt anſehe. Ich habe auch darüber mit Ihnen geſprochen, und Sie haben es zum Theil eingeſehen. Seine engherzige Furcht vor dem Gerede der Menſchen, ſeine Unterordnung unter Leonorens Hausrecht, endlich ſeine Eiferſucht — noch die verzeihlichſte ſeiner Schwachheiten — machen, daß er

Sie von allem menschlichen Umgang absondern, für sich, oder vielmehr für seine Ängstlichkeit alle Ihre Zeit frey, und Sie immer einsam wissen möchte, damit ja Niemand ihn bey Ihnen erblickt. Dadurch und selbst durch den steten Umgang mit einem von einseitigen Ansichten und Grundsätzen beherrschten Manne muß aber die Freyheit und Regsamkeit Ihres Geistes leiden. Was haben Sie gedichtet, seit er Ihre Empfindungen despotisch an sich gerissen, und sich Ihres ganzen Wesens bemeistert hat?

Erwägen Sie, was Sie der Welt, die Sie nun einmahl unter Ihre Zierden rechnet, was Sie der Natur, die Sie mit diesem weithin-strahlenden Talent ausgestattet hat, was Sie Ihrem Ruhm, Ihrer Gesundheit, Ihrer Zufriedenheit schuldig sind! Dürfte ich hinzusetzen — und Ihren Freunden! Aber das möchte eigennützig klingen, und darum werde von dieser Rücksicht abgesehen.

Hören Sie demnach, gnädige Frau, den Vorschlag eines Mannes, der die Welt zu kennen sich einigermaßen rühmen darf, der Sie innig verehrt, und der auch Ihrem Freund um Ihrentwillen wohl will! Lassen Sie Ihren Geist nicht von ihm unterjochen! Ergeben Sie sich nicht unbedingt seinen Forderungen! Gewöhnen Sie ihn an Widerspruch in billigen Dingen, und an den Gedanken, daß Ihre übrigen

Freunde, und die Welt auch einige Ansprüche an Sie haben! Sprechen Sie ruhig, vernünftig mit ihm! Ergötzen Sie sich an seinen guten Eigenschaften, an seiner Schönheit, seiner kindlichen Gutmüthigkeit, an seinen oft wirklich liebenswürdigen Unbesonnenheiten! Aber verlieren Sie sich nicht mehr an ihn! Behalten Sie den Kopf frey, und die Macht, Ihr Verhältniß zu ihm klar zu übersehen!

Er selbst wird es Ihnen danken; denn er wird seiner alten Angst vergessen, und vor Ihrem möglichen Verlust zittern. Das wird seinen Wünschen Einheit, seinem Umgang mit Ihnen mehr Freyheit und Leben, und Ihnen Beyden mehr wahres Glück gewähren.

Prüfen Sie meinen Rath! Zürnen Sie meiner Freymüthigkeit nicht! Und vor allem vergessen Sie nicht, daß der, der Ihnen bey den Empfindungen, die ihn selbst beleben, diesen Brief mit solcher Ruhe und Verständigkeit schreiben konnte, doch wenigstens nicht eigennützig, und nicht ohne Herrschaft über sich selbst ist! Leben Sie wohl!

Sechzehnter Brief.

Roſalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Reſidenz den 26ten October 1811.

Wie iſt mir, liebe Bertha? — Welche neue, wunderbare Welt von Gefühlen, Erwartungen und Vorſtellungen geht in meiner Seele auf! Lies den Brief, den ich Dir hier in Abſchrift zuſende, denke Dich an meinen Platz mit allen meinen Empfindungen, Schwächen, Wünſchen und Leiden, und dann urtheile, welche Wirkung dieſes Schreiben auf mich machen mußte!

Sollte es möglich ſeyn? Sollte ich von dem Manne geliebt ſeyn, den ich unter allen Sterblichen am letzten, am wenigſten eines wärmeren Gefühls fähig hielt?

Es öffnen ſich Möglichkeiten vor mir, es entfalten ſich Anſichten in ſchwindelnder Unabſehbar-

keit, die ich nicht zu erkennen, die ich kaum zu ahnen vermag.

Jahre lang irrte mein ewig verlangender, nie befriedigter Geist in dämmernden Räumen, Jahre lang griff das verletzte Herz mit tiefer unausgesprochener Sehnsucht nach Gegenständen, die sich im täuschenden Lichte allgenügender Vollendung ihm darstellten, faßte sie, hielt sie, klammerte sich mit der Angst des Ertrinkenden an sie, und mußte sie dennoch wieder mit unsäglichem Schmerz fahren lassen, und den bitteren Kelch enttäuschter Hoffnung oder betrogener Sehnsucht so oft und oft leeren. — Und nun? — Hier ist keine Leidenschaft im Spiel, kein schöner Traum spiegelt mir überirdische Seligkeiten vor, und keine dichterische Phantasie läßt mich den Gegenstand einer schnell entstandenen überraschten Neigung in einem überirdischen Lichte sehen. Ich bin durch keine Zaubergestalt angezogen, durch keinen unwiderstehlichen Reiz geblendet, ich liebe nicht einmahl. Es ist bloß Freundschaft, stille, aber tief genügende Achtung, und ein Gefühl von Sicherheit nach tausend Irrthümern und Stürmen.

Aber gerade das scheint mir das Wahre und Beglückende, das Einzige, was mir Noth thut.

Es ist Vieles in dem Brief, was mich verletzt,

und mir bis in's Innerſte weh gethan hat. Ich war im erſten Augenblick gereizt, unmuthig. Die Conſequenz der Begriffe, und die bündige Unausweichlichkeit der Schlüſſe zwangen mich aber bald ſtill zu ſtehen, meine aufwogenden Gefühle zur Ruhe zu ſprechen, und meine flüchtigen Gedanken zu ſammeln. Ich that es, und, wie tief es auch ſchmerzte, ich mußte geſtehen, Lothar habe Recht! Ja, Ludwig hat ſich meiner geſchämt, und thut es noch. Widerſtrebend, voll inneren Zwieſpalts folgt er dem mächtigen Zuge, der ihn vom erſten Augenblick an zu mir zog, wie mich zu ihm. Es war kein Irrthum, als ich in ihm die Hälfte meines Weſens erkannte. Ich bin davon noch ſo feſt als von meinem eigenen Daſeyn überzeugt; aber — es war ein Mißgriff!

Sein milder edler Geiſt iſt in zu engen Formen befangen, und ſein kräftiges ſchönes Gemüth hat an alte Gewohnheiten, an Menſchenfurcht ſeine natürliche Freyheit verloren. So habe ich ihn nach und nach kennen gelernt. Die erſte Anſchauung war dennoch ewig rein, und ewig wahr. O, ſolche Momente trügen nicht. Es ſind die engen Spalten, durch die dem gefangenen Geiſt etwas von dem urſprünglichen Glanze ſeiner Herkunft kund wird; es ſind die dunkeln Regungen der gebunde-

nen Flügel, die Psyche entfalten möchte, und nicht kann. Sie verschwinden, sie gehen im düstern Staube des irdischen Daseyns unter; aber sie existiren, und sie täuschen den nicht, der, sie zu erkennen und zu belauschen, sich die Freyheit und Hoheit der Seele bewahrt hat.

Ich liebe Ludwig innig und treu. Ich bin ihm gut, wie einem geliebten kranken Bruder. Wie Electra könnte ich am geistigen Siechbette dieses theuren Orestes wachen, für ihn sorgen, und ihn mit zärtlicher Liebe pflegen; aber ich kann nicht verkennen, was ewig und unabänderlich wahr ist, daß er befangen, gegen eingewurzelte Vorurtheile schwach, und nur gegen die innigste hingebendste Liebe kräftig, ja hart zum Widerstande ist.

Was habe ich nicht durch diese Eigenheiten gelitten, und wie wurde ich allen diesen Rücksichten aufgeopfert! Dennoch wagt es Ludwig noch eifersüchtig zu seyn, und äußert Verdacht gegen mich, die offen und frey ihm keinen Schritt verbirgt, weil sie keinen unrechten thut, und nur aus Schonung ihm bisher nicht immer erzählt hat, wenn sie des Umgangs eines weisen, ermunternden Freundes genoß, in dessen beruhigender Gegenwart sich jene Stürme legten, die Fahrnau's innerer Zwiespalt in ihr erregte, und vor dessen klarer Lebens-

ansicht sich das Chaos ordnet, das jene verworrenen Begriffe erzeugt haben.

Ja, Bertha, ich bin überzeugt. Ich muß endlich einen entscheidenden Schritt thun. Ludwig soll Alles erfahren. Ich will ihm kein Geheimniß mehr aus Lothars Besuchen, und selbst nicht aus dem Vergnügen und dem Vortheil machen, den die Freundschaft eines so bewährten einsichtsvollen Mannes mir verschafft. Sollte ich die Rolle übernehmen, die ich mit Recht an Ludwig zu tadeln habe? Sollte auch ich mich meines Freundes schämen?

Doppelsinnigkeit war mir von jeher verhaßt, das unwahre Schweigen, und eine, wenn auch nur negative, Heucheley lag wie eine fremde beengende Last auf meiner freyen Brust. Ich bin nicht gewohnt, mich zu verstellen, und mache es darum auch schlecht.

Ich war eben neulich durch eine Scene der eifersüchtigen Laune Ludwigs sehr verstimmt gewesen. Lothar kam bald hernach. Ich schämte mich halb, und konnte den Ton nicht finden, mit dem klugen scharfblickenden Freund zu sprechen.

Das war die nächste Veranlassung seines Briefes. Meine Verstimmung scheint auch ihn gequält zu haben, er mußte sich aussprechen, und endlich den Warnungen und Zweifeln Worte geben, die

ſich in ſeiner Bruſt bewegten. Er hat es gethan, und mit welcher Klugheit und Schonung jeder zarten, verletzbaren Stelle!

Ich habe ihn im Anfang unſerer näheren Bekanntſchaft ſcherzend den ſchroffen Freund genannt, Darf ich ihn wohl jetzt noch ſo nennen, da ein theilnehmendes, warmes, und, ich darf vielleicht ſagen, ein zärtliches Gemüth durch dieſe anſcheinend ſtarre Hülle blickt?

Lothar darf mich nicht ſchwach finden. Ludwig ſoll erfahren, wie ſehr ich den Freund achte, ihm vertraue, wie innig ich wünſchte, ſie beyde, die mir ſo lieb, und jeder in ſeiner Art unentbehrlich ſind, miteinander zu vereinigen. Ach Bertha! Wie unausſprechlich ſelig würde ich ſeyn, wenn das gelänge! Leb wohl!

Siebzehnter Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Rosenstein den 30sten October 1811.

Ludwig hat seine Stelle niedergelegt. Die Ursache, warum, und die Art, wie er es that, haben meinen vollen Beyfall. Aber was sind die Folgen davon?

Er könnte jetzt nach Rosenstein zurückkehren, wo sein Weib und seine Kinder leben, und wo sein Eigenthum seiner Leitung und steten Gegenwart bedürfte. Die kurze Vernachläßigung des vorigen Sommers hat uns schon gezeigt, von welcher Wichtigkeit das Auge des Herrn sey, und jetzt sind es zehn Monathe, seit er sein Schloß nicht wieder gesehen hat. Ich selbst bin erst die Hälfte dieser Zeit wieder da, und was vermag eine Frau, und noch dazu eine mit einem zerrissenem Herzen!

Von mir, von meinem Schmerz will ich nicht reden. Der wird ihn nicht zum Zurückkehren bewegen, sonst müßte er es schon längst gethan haben. Ach mit meinen Hoffnungen ist es aus! Ich habe angestanden, ob ich ihm nicht eine Schilderung der Lage der Dinge machen sollte, damit er wisse, wie Alles steht, um seine Maaßregeln darnach zu nehmen. Nach einiger Überlegung habe ich auch das aufgegeben. Er hat ja die Briefe des Verwalters und meine früheren Nachrichten. So habe ich mich darauf beschränkt, ihm meinen Beyfall über sein muthiges Zerbrechen von Fesseln zu bezeugen, die ihm nun einmahl nie ziemten, nie paßten, und ihm meinen Glückwunsch zu melden. Das Einzige, was einen leisen Schimmer von Zufriedenheit über mein Herz verbreitete, war die Rücksicht, daß er mir diese Veränderung seines Schicksals auf der Stelle, und so ausführlich und angelegen gemeldet hat, daß es doch scheint, als glaube er noch an eine Gemeinschaft unseres Schicksals. Ach Clara! Wohin bin ich gebracht, daß ein so flüchtiger schwacher Wiederschein des ehemahligen vollen Mittagsglanzes meines Glücks mir einiges Vergnügen gewähren kann!

Es fehlt aber auch außer diesen Betrachtungen nicht an höchst unangenehmen Folgen unseres ge-

ſpannten Verhältniſſes. Noch ſind es nicht acht Tage, als der Oheim meines Mannes auf Roſenſtein erſchien. Ich empfing ihn mit Achtung, als den nächſten Verwandten meines Gemahls; aber er betrug ſich mit einem Übermuthe und einer Anmaſſung, die alle meine Geduld und meine Rückſicht für Ludwig in die Schranken forderte. Er käme, ſagte er, um der Wirthſchaft nachzuſehen, es ſey ſeine Pflicht, als Älteſten des Hauſes, darüber zu wachen, daß nicht Alles vergeudet, und den Kindern ſeines Bruders das väterliche Erbtheil ganz verſplittert werde. Er äußerte ſich mit ſchonungsloſer Härte über Ludwigs Verhältniſſe, und er ſchien beſſer unterrichtet, als ich dachte. Wenigſtens erzählte er mehr und Schlimmeres, als ich je geahnet hatte. Seine Stachelreden ſchnitten tief in mein Herz; doch vermochte ich es, während ſeiner Anweſenheit mich leidlich zu verhalten, und meine Thränen floſſen erſt, als er das Schloß verlaſſen hatte. Aber bald ſtrafte ich mich über meine Leichtgläubigkeit, und die Betrachtung der unfreundlichen Geſinnung, mit der dieſer Oheim uns von jeher behandelt hatte, die giftige Haſtigkeit, mit der er jede gehäßige Anſicht auffaßt, und von jedem Menſchen willig das Ärgſte glaubt, ließen mich nach und nach ſein Betragen im gehörigen Lichte ſe-

hen, und seinen Äußerungen nicht mehr Glauben beymessen, als sie überhaupt verdienen.

So sprach ich nach und nach mein Herz wieder in Ruhe; aber die schmerzlichen Erschütterungen klangen doch lange nach, und das Dunkel meines Schicksals wurde noch ein Bißchen trüber schattirt.

Ein Paar angenehme Stunden hat mir der Besuch Mathildens, der glücklichen Gemahlinn des Mannes ihrer ersten und einzigen Liebe, gemacht. Sie kamen von Waldemuth herüber, oder ich ließ sie vielmehr von dorther zu mir bitten. Tengenbuch hat an seinem Freunde sehr schön gehandelt. Alles, was ich von diesem Manne höre, bestätigt die günstige Meinung, die mir sein Äußeres und sein Betragen bey dem ersten Zusammentreffen einflößten. Er mag nicht sehr glücklich seyn. Sein öfterer Umgang würde mir unter andern Umständen nicht unangenehm seyn. Jetzt berührt Alles mein wundes Herz auf eine schmerzliche Weise, und so ist es besser, einsam zu bleiben. Leb wohl!

Achtzehnter Brief.

Roſalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Reſidenz den 1ten November 1811.

Was vermißt ſich der Menſch, in aufgeregten Augenblicken mit feſter Hand der langſam bereitenden Zukunft vorzugreifen, und ſein Schickſal mit kekem Muthe gleichſam zum Streit aufzufordern?

Ich habe mit Ludwig geſprochen. Es ſollte Alles zwiſchen uns klar und würdig ſeyn. Großer Gott! wie konnte ich ſo tollkühn rechnen, wie ſo ganz auf den Vulkan in dieſer ſtolzen Männerbruſt vergeſſen! Welche Flammen habe ich angezündet!

Zwey Tage hatte mein Vorſatz in meiner Bruſt auf und ab gewogt. Den Tag, wo ich Dir geſchrieben, kam Lothar nach Tiſche zu mir. Ich hatte ihn ſeit dem Empfange ſeines Briefes nicht geſprochen, und war nicht ohne Spannung auf dieſe

Zuſammenkunft. So befahl ich, als er eingetreten war, mich vor Jedermann, ſelbſt vor Ludwig, zu verläugnen, deſſen Kommen jetzt nicht mehr wie ſonſt an beſtimmte Stunden gebunden iſt. Er hat ſeine Stelle niedergelegt. Ich weiß nicht, ob ich ihm dazu Glück wünſchen ſoll, oder nicht. Auf keinen Fall hätte ich ihm die Feſtigkeit, es zu thun, zugetraut. Er iſt nun Herr ſeiner Zeit. Aber unmöglich hätte ich Ludwig jetzt empfangen, und die Störung ertragen können, die ſeine Dazwiſchenkunft in ein ſolches erſtes Zuſammentreffen gebracht haben würde.

Eine Weile ging das Geſpräch zwiſchen Lothar und mir ſchleppend hin. Zwiſchen der ängſtlichen Verlegenheit und dem Verlangen, mich mit ihm auszuſprechen, griff ich unſicher nach Gegenſtänden der Unterhaltung, und irrte, wie verſuchend, an ihnen herum. Er ertrug mich feinfühlend und klug. Er war nicht verlegen; denn der klare Geiſt hatte mit Sicherheit erkannt, was zu thun ſey, und das ſo Erkannte beſonnen und zweckmäßig ausgeführt. Aber als bereits eine Weile verfloſſen war, und eine zarte Scheu mich noch immer abhielt, des Briefes zu erwähnen, da hob ſein helles Bewußtſeyn mich aus der düſtern Einengung, und er fragte mit einem Tone, den ich ſo weich, ſo kindlich

nie von ihm gehört hatte, ob ich seinen Brief empfangen, und ob mich sein Inhalt nicht vielleicht beleidigt habe?

Nun war das Siegel meiner Lippen gelöst, und alle fremdartige Beklommenheit durch das einzige Wort des treuen, liebevollen Freundes von mir genommen.

Ich versicherte ihm, daß, fern davon, mich zu beleidigen, ich vielmehr in dem klugen Rathe seine Einsicht, und in der Herzlichkeit seiner Eröffnung sein Wohlmeinen für mich achten müsse.

Ein unendlich angenehmes Lächeln spielte durch seine starken Züge, und verklärte sie mit einem vorher unbekannten Reiz. Er faßte meine Hand. Also zürnt Rosalie dem schroffen Freunde nicht? Hat sie ihm verziehen, was die innigste Freundschaft ihn gegen ihre liebste Neigung sündigen machte?

Mir schien es, als schwebe ein leiser, leiser Seufzer bey diesen Worten über seine Lippen. Ich sah ihn an. Nein, Lothar! sagte ich, und jene Bemerkung mochte meinen Ton milder als gewöhnlich machen: Ich kann Ihnen nicht zürnen. Sie haben sich vielmehr ein Recht auf meine Dankbarkeit erworben. Und glauben Sie mir! Ich werde mir Ihren Rath zu Nutzen machen, mich zusam-

men faſſen, mich ſelbſt zu begreifen, und die zwieſpaltigen Gefühle und Anſichten zu beherrſchen ſuchen.

Wollen Sie das? rief er lebhaft: Wollen Sie mit ſich ſelbſt einig und glücklich werden?

Ich will es. Ich reichte ihm die Hand: Aber helfen Sie mir dazu! Leiten Sie mich! Ich will Ihnen folgen, wie ein frommes Kind.

Er ſah mich mit einer Art wilder Betroffenheit an; dann ſprang er raſch auf.

Das iſt nichts! rief er vor ſich hin: Nein! Das iſt nichts.

Hatte ich ihn verſtanden? Hatte ich dieſes Erſchrecken vor meiner kindlichen Hingebung richtig gedeutet? Bertha! Wenn etwas Lebhafteres, Süßeres, als bloße Freundſchaft in dieſer ſtarken Bruſt ſich bewegte? Mein Auge folgte ihm, wie er mit raſchen großen Schritten das Zimmer maß. Lothar! ſagte ich endlich: Iſt das Ihr Verſprechen? Sie laſſen mich im erſten Augenblick unſerer Überlegungen allein?

Er trat ſchnell und feſt auf mich zu. Gnädige Frau! ſagte er: Ich glaube, es iſt gut, wenn ich gehe. Sie würden ſonſt einig mit ſich werden, während ich — Er hielt inne.

Könnte Lothar jemahls uneinig mit sich selbst werden?

Ein finsterer Blick, der etwas Schmerzliches hatte, ruhte lange auf mir. Dann setzte er sich langsam und besonnen an meine Seite nieder, und begann mit einer Ruhe und Fassung, der man das Gewaltsame dennoch ankennen konnte, über mein Verhältniß zu Ludwig zu sprechen. Es war eine Erläuterung seines Briefes, und Vieles noch deutlicher, überzeugender entwickelt. Mein Entschluß war wunderbar gestärkt. Ich fühlte mich in dieser klaren gesunden Ansicht des Lebens, des menschlichen Herzens und meiner eignen Stellung zu Ludwig so beruhigt, als fest. Wir plauderten noch lange. Die starre Haltung seines Wesens, die im Anfang des Gesprächs vorgewaltet hatte, löste sich nach und nach in milde Heiterkeit, und mir war so wohl, so leicht! Die bange Beklemmung meiner Brust war geendet, ich war entschlossen, ernst und mild, offen und liebevoll mit Ludwig zu sprechen. Lothars Gegenwart hatte mich gehoben, und mir die Kraft der Freyheit gegeben. So ließ ich ihn scheiden, und harrte Ludwigs Ankunft entgegen.

Der Tag war schon eine Weile der Dämmerung gewichen, jetzt wich die Dämmerung der Nacht. Es wurde sieben, acht Uhr. Ludwig kam

nicht. Dieß Außenbleiben ſtörte den ruhig beſonnenen Gang meiner Ideen, indem es etwas Unberechnetes hineinwarf.

Allerley Muthmaſſungen und Möglichkeiten erhoben ſich vor mir, beſtritten, vernichteten ſich untereinander, und dienten alle nur dazu, mich zu quälen. Endlich, es hatte ſchon halb neun Uhr geſchlagen, hörte ich den ſchnellen ſtürmiſchen Schritt durch die Zimmer. Die Thüre flog gäh auf, ich ſprang ihm entgegen. Er blieb unbeweglich auf der Schwelle ſtehen, blickte finſter um ſich, und ſagte nach einer Pauſe: Alſo doch endlich allein!

Das warf mich aus allen meinen Vorſätzen, und doch arbeitete es in mir auf, dieſen einleitenden Vorwurf zu faſſen, und mit Sicherheit daran zu knüpfen, was irgendwo doch einmahl angeknüpft werden mußte. Aber ich ſah dieſe Geſtalt voll ſtolzer rührender Schönheit, dieſe dunkeln Lichter, die aus ihrer düſteren Umſchattung auf mich herab blitzten, ich ſah die leidenſchaftliche Bewegung, die um dieſe Lippen zuckte, und die nur eine äußerſte Anſtrengung auszubrechen hinderte, und plötzlich hoben ſich, wie in einer allgemeinen Auferſtehung helle Geſtalten aus den Hüllen der Vergangenheit auf, himmliſche Augenblicke, und theure Schmerzen, Entzückungen verklärter Liebe, und Verzweif-

lung hoffnungsloser Leidenschaft, Alles, was ich gelitten, geopfert, schwärmerisch geliebt. Rosalie! rief diese Stimme, die ich nie hören kann, ohne mein Innerstes erschüttert zu fühlen, und ich flog mit ausbrechenden Thränen auf ihn zu.

Er aber — mich schaudert beym Wiederhohlen dieser Scene — er hielt mich mit vorgehaltenem Arm von sich, und sagte dumpf und schneidend: Heuchlerinn!

Ich stand ihm erstarrt gegenüber.

Ich weiß Alles, hub er an, Ihre Plane, und Ihre Künste. Mich werden sie nicht mehr täuschen, meine gnädige Frau! Ich komme Ihnen eine Wahl vorzulegen, die unabänderlich ist, und die Sie längst hätten treffen sollen.

Was ist das, Ludwig? Was soll mir diese Sprache? Ich zitterte an allen Gliedern, und strebte nach Fassung. „Sie verstehen mich, gnädige Frau, und es bedarf nichts weiter. Er oder Ich! Sie brauchen nur zu entscheiden.“

Wahrhaftig, ich weiß nicht — erwiederte ich mit Mühe, die Angst meiner Brust hinter ausweichenden Worten verbergend.

O Schlange! rief er aus, indem die Gluth seines Zorns, in lodernde Flammen aufsprühend, von seinen dunkel gerötheten Wangen, aus seinen

rollenden Augen blitzte. Seine Fassung war dahin, ein Strom von Vorwürfen, und Äußerungen des tödtlichsten Hasses gegen seinen Feind ergoß sich unaufhaltsam.

Ich hörte eine Weile bebend zu; bald aber wurde die Erschütterung zu heftig, mir schwindelte, ich fühlte, daß ich erbleichte, und mußte mich setzen.

Einen Moment schien die Rücksicht auf meine Lage den Ausbruch seiner Wuth zu hemmen. Er verstummte, und sah mit einem langen düsteren Blick auf mich. Nein! rief er endlich, und schüttelte die dunkeln Locken, wie der Todesengel: Nein! Nein! Es ist eitel Gauckelspiel!

Dieß Wort gab mir meine Kraft. Ich sprang auf. Herr von Fahrnau! rief ich: Diesen Vorwurf ertrage ich nicht, wenn ich auch Ihre sprudelnde Hitze mit Geduld ansehe.

Rosalie! — Ein Schimmer von Milde fuhr wie ein Blitz über seine Züge, und verschwand sogleich wieder. Mit merklicher Anstrengung, seine donnernde Stimme zu beherrschen, fuhr er fort: Werfen Sie sich nicht in die Brust, gnädige Frau! Ich habe Ihre Plane durchschaut, ich bin zu gut unterrichtet. Und nun rechnete er mir mit scheinbarer Kälte, die mir fürchterlicher vorkam, als vorher

sein Zorn, alle unseligen Ereignisse und Zusammentreffungen her, wo ich ihn um Lothars Willen getäuscht, mich vor ihm verläugnet, oder diesem auf irgend eine Art einen Vorzug vor ihm gegeben haben sollte. Ich erstaunte sowohl über die Treue seines Gedächtnisses, als über den unglücklichen Scharfsinn, mit welchem er Möglichkeiten zu Wahrscheinlichkeiten, und diese zu Gewißheiten gesteigert hatte, um sich und mich zu martern. Vergebens versuchte ich, ihn zu unterbrechen, jeder solche Versuch erhöhte seinen verhaltenen Grimm, und endlich wich die mühsame Fassung der Gewalt der allmächtigen Leidenschaft.

Mit einer Heftigkeit, die er nicht mehr bezwingen konnte, mit ausbrechenden Thränen rief er endlich: O wenn du mich noch liebtest, das Alles wäre nicht geschehen, konnte nicht geschehen! Aber du bist falsch! du spielst mit meiner Liebe, du wirfst sie einem Nichtswürdigen zum Opfer hin, der dein Herz nicht achtet, der dich zum Spielwerk seiner Künste macht. Und ich — ich habe Alles, mein irdisches Glück, und den Frieden meiner Seele an dich verloren!

Er warf sich auf einen Stuhl, schlug die geballte Faust vor die Stirn, und blieb so eine Weile liegen.

In mir wogte der heftigste Kampf. Mitleid und Liebe zogen mich zu dem Unglücklichen, dessen Schmerz ich willenlos erregt hatte, und den ich mit Einem Worte des verlangten Opfers hätte stillen und glücklich machen können. Ach wenn ich diese hohe leidende Gestalt, selbst jetzt noch im Zorn und Schmerz unwiderstehlich schön, sah, wenn ich bedachte, wie heiß er mich liebte, dann drängte es mich, ihn in meine Arme zu schließen, und mit der Hingebung Alles dessen, was mir lieb und kostbar ist, den Frieden seines Gemüths zu erkaufen! Aber die Vernunft erhob sich gebiethend; Lothars ernste Gestalt stand vor mir, und ich fühlte, was ich ihm schuldig war. Durfte, konnte ich ihn aufopfern? Welche Forderung war billiger, die desjenigen, der alle meine Neigungen ausschließend beherrschen wollte, oder der Wunsch des edlen ruhigen Geistes, daß ich zwar meiner Neigung folgen, aber meiner Freyheit nicht entsagen sollte? Und in welchem Moment war dieser edelmüthige Rath gegeben worden?

Ich sprach die empörten Gefühle zur Ruhe. Nun oder nimmer! sagte die Vernunft. Es ist der letzte entscheidende Augenblick, um Deine Ketten abzuschütteln. Freundlich trat ich zu ihm, und legte meine Hand auf seinen Arm. „Lieber Lud-

wig! sagte ich: Du bist außer Dir. Ein unglücklicher Verdacht hat sich Deines klaren Geistes bemeistert. Ich bin nicht strafbar, ich bin nicht falsch. Bist Du im Stande, mich ruhig anzuhören, so wird meine Unschuld, aber auch die Nothwendigkeit eines veränderten Betragens von Deiner Seite Dir einleuchten.

Die gespannteste Erwartung, und ein Ausdruck leidenschaftlicher Liebe, der im ersten Moment noch aus seinen Zügen, seinem thränenvollen Auge, sprach, machten während meiner Rede einer gänzlichen Abspannung seiner Mienen, und einer auffallenden Bläße Platz. Er stand auf, und ich glaube, er zitterte. Wenigstens wankte der Stuhl, an den er sich hielt. Mein Herz wandte sich in meiner Brust, aber es war Pflicht, standhaft zu seyn.

„Sie befehlen, gnädige Frau! Ich bin bereit, Sie zu hören.“

Ich fing nun an, ihm mein Verhältniß zu Lothar, dessen billige und achtungsvolle Meinung von ihm, der ihn fälschlich für seinen Feind halte, meine Lage, und meine Wünsche in Ansehung eines zwanglosen Lebens auseinander zu setzen. Ich sagte ihm, daß ich längst gesucht hätte, durch eine offene Erklärung jeden Verdacht zu entkräften, und ein peinliches Mißverständniß zu endigen; daß

bloß die Furcht vor einer Scene, wie die gegenwärtige, mich abgehalten, es zu thun; daß ich nichts mehr wünschte, als zwey Männer, die ich beyde so sehr schätzte, als Freunde zu sehen; daß ich Ludwig ewig lieben, aber auch nicht aufhören würde, Lothar zu achten.

Er hörte mich an, ohne ein Wort zu erwiedern. Aber die Bläße seines Gesichts nahm von Minute zu Minute zu, seine Augen erloschen, sein Zittern wuchs so, daß er sich an die Wand stützte, bey der wir standen. Mir war unendlich weh um's Herz; doch wollte ich durch keine unzeitige Weichheit verderben, was mir so wohl eingeleitet schien. Als ich schwieg, schwieg auch er noch immer. Ich sah ihn erwartend an. Befehlen sie noch Etwas, gnädige Frau? sagte er endlich mit ganz tonloser Stimme, und starren verworrenen Blicken. Ich erschrack; denn ich wußte mir diese Antwort nicht zu deuten: Hast du denn nicht gehört, was ich sagte, Ludwig?

Ja so! Ja so! Er rieb sich die Stirn, als wollte er sich besinnen; dann faßte er meine Hand, schüttelte sie so heftig, daß ich zu fallen befürchtete, rief: Leben Sie wohl! — und war verschwunden.

Ich stand betäubt, unschlüßig. Seine Hand war kalt gewesen, wie der Tod. Mich hatte diese Scene unbeschreiblich angegriffen, und, was mich am

meiſten beunruhigte, war, daß ſie dennoch zwecklos, und alle dieſe Stürme vergeblich geweſen ſeyn werden. Zwey Tage ſind ſeitdem herum — ich habe ihn nicht wieder geſehen, nichts von ihm gehört. Lothar habe ich Alles erzählt. Er billigte meine Feſtigkeit, und ermahnte mich, den einmahl betretenen Pfad nicht mehr zu verlaſſen. Es iſt jetzt an Fahrnau, den nächſten Schritt zu thun, nicht an mir; denn ich habe geſprochen, und er muß antworten.

Indeſſen — er kömmt nicht, und mich faßt eine entſetzliche Unruhe. Ich habe hinſenden wollen, Lothar rieth mir ab; ich würde zerſtören, was ich mühſam gebaut, Ludwig müſſe die ihm neue Vorſtellung erſt in ſeinem Gemüthe verarbeiten, dazu ſolle ich ihm Zeit laſſen, und die allmählige Entwickelung der Wahrheit aus ſich ſelbſt nicht ſtören. Ich ſehe ein, daß Lothar auch hierin Recht hat; aber mein Herz blutet, wenn ich mir Ludwig leidend denke. O ich hätte nicht, oder doch ſo nicht mit ihm ſprechen ſollen! Ich bin verwirrt, beklommen, und ich weiß mir nicht zu rathen.

Neunzehnter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Aus der Residenz den 3ten November 1811.

Wir sind getrennt. Sie hat mich einem Andern opfern wollen, und ich habe die morschen Bande zerrissen. Ich schöpfte tief, tief Athem, wie Einer der aus drückenden Banden befreyt wäre. Es will nicht leichter werden auf dieser schwerbelasteten Brust. Eine Welt liegt auf mir, und um mich her ist grenzenlose Öde.

Rosalie treulos! Sie, die mich so geliebt, die mit allen Ranken ihres Wesens in mich verwachsen schien! Ich vermag es nicht zu fassen, und es ist mir in manchen Augenblicken, als wäre es nicht möglich, als sey Alles noch im Alten!

Es ist Nacht — überall Nacht um mich. Ich greife aus nach den gewohnten Gegenständen; es ist Alles weggebrochen, alles ab und todt! Meine

Vergangenheit habe ich vernichtet. Weh mir, wenn sie jetzt in der zerrissenen Brust erwachte! — Meine Gegenwart hat sie zerstört. Was kann ich von der Zukunft hoffen? Für mich ist keine mehr.

Ich fühle mich krank. Der Tod wäre mir, bey Gott, willkommen! Aber zwey unmündige Waisen stehen drohend an dem engen Hause, in dem der Gequälte Ruhe suchen möchte, und schrecken mich zurück. — Und Leonore! O still, still! Die dichtesten Hüllen über diese Stelle!

Ich schließe den Brief, denn ich kann nicht mehr schreiben. Mein Kopf glüht, meine Hände starren, und Fieberfrost schüttelt meine Glieder. Leb wohl!

Zwanzigster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz den 6ten November 1811.

Nur wenige Zeilen, liebste Freundinn, um dir zu sagen, daß ich verreise. Lothar hat mich überzeugt. Bey dem jetzigen gespannten Verhältnisse mit Ludwig, konnte der Verkehr mit ihm und Lothar nicht länger bestehen. So ist es das Beste, ich entferne mich auf einige Zeit. Ich gehe nach Italien, dem Herbst folgend, der unsere rauhen Gegenden bereits verlassen hat. Meine Gesundheit hat durch die letzten Stürme sehr gelitten. Auch für sie besorgt, hat der kluge umsichtige Freund mir dieses einzige Mittel, vielen beengenden unbequemen Berührungen zu entfliehen, angerathen. Er bleibt indeß hier, meine Geschäfte, die ich ungeordnet zurücklassen muß, zu beendigen, und kömmt vielleicht, wenn es die seinigen erlauben, nach.

Ludwig darf nichts erfahren, bis ich fort bin. Es würde eine fürchterliche Scene geben, die, zu nichts führend, nur bewirken würde, uns mit noch verletzteren Gefühlen auf demselben Puncte zu finden. Erst aus ——ingen will ich ihm schreiben, aber ohne ihm vor der Hand meinen Aufenthalt, und das Ziel meiner Reise zu entdecken. Ich will ihm alle Gründe, die mich dazu bestimmten, offen darlegen, und ihn bitten, mir nicht eher zu folgen, bis er es über sich gewinnen könne, einem ungerechten Hasse zu entsagen, und einzusehen, daß der treuen Liebe, womit mein Herz ihn noch stets umfaßt, meine ruhige Achtung für Lothar keinen Abbruch thue. Wenn er dieß vermögen würde, dann würde ich entweder zurückkommen, oder ihm meinen Aufenthalt entdecken.

So muß der Knoten zerschnitten werden, den, freundlich zu lösen, Ludwigs ungestüme Eifersucht mir nicht erlaubt. Leb wohl! Meine Leute harren meiner, um Befehle wegen der Abreise zu empfangen.

Aus dem schönen Italien mehr und ausführlicher.

Ein und zwanzigſter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an ſeinen Bruder.

Aus der Reſidenz den 9ten November 1811.

Sie iſt fort. Durch fünf Tage hielten mich, theils ein Fieber, das mich mit wüthender Gewalt ergriffen hatte, theils mein beleidigtes Gefühl von ihr fern. Keine Frage, keine Erkundigung von ihr!

Geſtern Abends kommt ein Bekannter, mich zu beſuchen, und ſpricht, wie von einer Sache, die ich wiſſen muß, von Roſaliens Abreiſe. Ich ſende hin. Niemand weiß, warum, wohin ſie gegangen? An mich keine Zeile, kein Auftrag!

Wie ich die Nacht zugebracht, ſchildere ich dir nicht. Dieſen Morgen löſte ſich endlich das Räthſel. Lothar iſt ihr in der Nacht gefolgt. Das iſt zu

schändlich, zu niederträchtig! Aber er soll nicht triumphiren. Ich werde ihn suchen und finden. Ich will nichts als Genugthuung. Ich sende um Postpferde. Eine ziemlich wahrscheinliche Spur weist nach Italien. Leb wohl!

Zwey und zwanzigster Brief.

Lothar an den Obersten Fierolles.

Aus der Residenz den 8ten November 1811.

Du hast lange von mir keinen Brief erhalten. Ich liebe es nicht, zu schreiben, wenn ich nicht etwas Bestimmtes zu sagen habe, und mag auch nicht gern von einer Sache reden, bis sie abgethan, und zwar so abgethan ist, wie ich es wollte. Es ist freylich vorauszusetzen, daß ein besonnener Mensch nichts Unmögliches, ja selbst nichts Unwahrscheinliches wollen wird, und viel, ja fast Alles ist dem festen Willen, wenn er vom Verstand geleitet wird, zuzutrauen. So hätte ich auch den Ausgang, auf den ich hinarbeitete, wohl als gewiß vorher verkündigen können, und ich wäre nicht zu Schanden geworden.

Aber da man nicht auf die Menschen wirken kann, ohne ihre Leidenschaften und ihre Thorhei-

ten in Bewegung zu bringen, so mußte auch auf diese Reibungen gerechnet, und, was dem tollen Muthe, oder der liebenden Schwäche möglich war, mit in Anschlag gebracht werden. Wie weit diese gehen würden, war nicht mit Gewißheit voraus zu bestimmen; denn Wahn und Thorheit finden kein Maaß in dem Kopfe eines Verständigen, und es ist wohl möglich, ihnen endlich obzusiegen, aber nicht sie ganz unschädlich zu machen.

Darum schrieb ich Dir nichts. Ich kann es nicht leiden, voraus zu posaunen, und den Herold einer künftigen That zu machen. Nun ist es gethan, und nun sollst Du Alles wissen.

Daß mich Fahrnau tödtlich beleidigt hat, ist Dir bekannt. Damahls war keine Zeit und keine Gelegenheit, ihn dafür zu strafen. Ihn sicherten die Nähe des Throns und der Glanz, in dem er stand. Aber in dem Augenblick, wo jene Rede seinem Munde entfloh, war sein Untergang beschlossen.

Es wurde mir leicht, ihm unter den Hofschranzen, denen sein schnelles Glück ohnehin längst ein Dorn im Auge war, Verfolgung und Verdruß zu erregen. Vieles machte sich von selbst, Vieles veranlaßte ich. Sein Stolz und seine leidenschaftliche Hitze gingen in die wohlberechnete Schlinge. Er ist

vom Hofe entfernt, sein Ehrgeiz gekränkt, sein Einfluß gebrochen.

Jetzt näherte ich mich Rosalien. Sie zu durchschauen, ist nicht schwer. Von Seiten des Gefühls und der Phantasie war sie mir nicht zugänglich; die einzige unbesetzte Stelle war ihr Kopf. Diesen mußte ich also für mich gewinnen. Ich mußte sie unterjochen, indem ich sie glauben machte, sie sey die erste und einzige, an die ich meine Besonnenheit verlieren könnte. Nun ist sie ganz und unentfliehbar mein. Sie weiß zwar das selbst noch nicht; aber der Nebenbuhler ist aus ihrem Herzen verdrängt, und behauptet nur in der Erinnerung eine schwache Stelle. Sie folgt mir nach Italien. Sie hat es vermocht, ihn zu verlassen. Sie sieht das als die klügste Maaßregel an, die sie ergreifen kann, um einer schrecklichen Wahl zwischen mir und ihm zu entgehen, und ahnet nicht, daß sie ein Werkzeug in meiner Hand ist, den zu verderben, den sie bereits, ohne es zu merken, aus ihrem Herzen hat fallen lassen.

Gekränkter Ehrgeiz, und betrogene Liebe zerfleischen jetzt seine Brust. Aber er muß noch elender werden. Er muß auch seine Freyheit, und seine bürgerliche Existenz verlieren. Schwach und rechtgläubig, wie er ist, könnte er jetzt in die alten Fes-

seln zu Weib und Kindern fliehen, und dort für alles Geschehene Verzeihung und Ersatz finden. So gut darf es ihm nicht werden!

Ich habe Rosalien fortgezogen. Es ist dafür gesorgt, daß er uns folge. Sie selbst weiß nichts davon, auch weiß sie nicht, daß ich sie in der ersten Nachtstation einhohlen, und Fahrnau gerade so viel Spur von unserer Flucht und dem Wege, den wir nehmen, geben will, um ihn wüthend zu machen, und zum Nachreisen zu bewegen. Ist er erst aus den Staaten seines Fürsten, auf dem Grund und Boden des großen Reichs, so wird es mir nicht schwer werden, den Rasenden in seinen eigenen Vorurtheilen so zu verstricken, daß er sich ungeziemender Ausdrücke gegen unsere Regierung, vielleicht gar ein unsinniges Benehmen erlaube, um ihn dann auf lange, vielleicht auf immer, unschädlich zu machen.

So wie übrigens das Unglück selten allein kömmt, so kömmt auch das Glück nie ohne freundliche Begleitung. Der gehaßte Feind ist in seinen lebendigsten Gefühlen gekränkt, und Alles dessen beraubt, was ihm theuer war. Er wird ganz untergehen, und nebst der Freude, ihn bestraft zu haben, lohnt mich nun auch der süßeste Genuß in den Armen eines reizenden Geschöpfs. Du wirst doch nicht den-

ken, daß ich so sehr bloß Verstandesmensch bin, um gegen Rosalien ganz kalt zu bleiben? Sie war und ist das Werkzeug meiner Plane; aber dieß Werkzeug ist so niedlich und allerliebst, daß es sich mit demselben sehr angenehm spielt. Wohin mich das führen wird, weiß ich nicht; daß ich mich aber nicht selbst an sie verlieren werde, dafür bin ich sicher. Leb wohl! Mein nächster Brief aus Italien soll Dir den Ausgang der Geschichte melden.

Drey und zwanzigster Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

*ingen den 15ten November 1811.

So muß Kain auf seiner Flucht herumgeirrt seyn. Zweymahl habe ich ihre Spur gefunden, zweymahl verloren. Sie suchen sich zu verbergen; aber ich werde sie aus ihrem Schlupfwinkel hervortreiben, in welchen beleidigte Ehre und Treue sie sich verkriechen heißen.

Mit Rosalien habe ich nichts mehr zu thun. Sie ist todt für mich. Aber der Niederträchtige, der sie mir heimlich und tückisch entzogen, muß gestraft werden. Wie? das liegt noch dunkel in meiner Seele. Ungern möchte ich mein Schwert, das ich für mein Vaterland, für meinen Fürsten und meine Ehre gezogen habe, mit seinem Blute beflecken.

Sie waren nur eine halbe Tagereise voraus,

und auch diese Entfernung mindert sich, wie die Eile meiner Reise die ihrige überflügelt. Jetzt können kaum noch zwey Posten zwischen uns liegen.

Ich habe an Leonoren geschrieben, ehe ich die Residenz verließ. Eine wahrscheinliche Ursache verbirgt ihr mein Vorhaben, und macht ihr meine Reise begreiflich. Das war ich diesem engelreinen Gemüthe schuldig. O Bruder! Ich habe schwer gegen sie gesündigt. Wird sie mir je verzeihen können? Auch habe ich mit aller Anstrengung gerungen, ihr so ruhig als möglich zu schreiben, damit nicht der Sturm meines Inneren sich in den wilden Ergießungen verrathe. Sie soll nicht ahnen, was geschehen ist, und was noch geschieht. Dann erst, wenn der wilde Kampf ausgestürmt ist, wenn aus der Strafe der Treulosen und des Niederträchtigen meine Ehre und die Freyheit meines Herzens rein hervorgehen, dann soll sie Alles wissen. Ein Brief wird ihr den Hergang und die Entwickelung der unseligen Verkettung melden, und sie entscheide dann über meine Zukunft.

Mein Kopf ist ganz wüste. Das Fieber, das mich schon in der Residenz faßte, hat sich auf der Reise nicht gebessert, und die wenige Ruhe, die ich mir gönnen darf, reibt mein ganzes Wesen fürchterlich auf.

Dazu kommen noch die Empfindungen, welche mich bey dem Anblick dieſer Länder ergreifen, die einſt unter Deutſchem Scepter ſtanden, Deutſche Sitten, Deutſche Sprache hatten, und nun von den eingedrungenen übermüthigen Fremdlingen beherrſcht werden. Mir iſt, als ſähe hier jeder Menſch aus, wie jener Nichtswürdige. O wann wird die Schmach meines Vaterlandes enden!

Die Poſtpferde ſind da. Leb wohl. Ich hohle ſie heute ſicher ein.

Vier und zwanzigſter Brief.

Herrmann Walter an Julius von Tengenbach.

Fallowetz, den 18. November 1811.

Ich ſchreibe Dir in einer höchſtwichtigen und widrigen Angelegenheit, mein brüderlicher Freund, theils um Deinen Rath, und, wenn es nöthig wäre, auch Deinen Beyſtand aufzufordern, theils um durch Dich die Nachricht, die doch zu euch dringen wird, aufs beſte einzuleiten.

Vor einigen Tagen kam Frau von Sarewsky, von einem ſichern Lothar begleitet, der, wie es ſich ſpäter zeigte, unter den Franzöſiſchen Behörden eine bedeutende Rolle ſpielt, und großen Einfluß hat, in einem der erſten Gaſthöfe unſerer Hauptſtadt **ach an. Ihnen folgte zwey Stunden darauf Leonorens Gemahl. Ob er ſie zufällig getroffen, ob er ſie begleitet, weiß Niemand; aber noch denſelben Nachmittag entſtand im Kaffehhauſe ein Zwiſt

zwiſchen Lothar und ihm. Viele Franzöſiſche Militär- und Civilperſonen waren gegenwärtig. Fahrnau ſoll ſich leidenſchaftlich, aber edel, Lothar hingegen hämiſch und höchſtbeleidigend benommen haben. Der Zank nahm bald durch das ſichtliche Beſtreben Lothars und ſeiner Parthey eine politiſche Wendung und Fahrnau's Haß gegen die Franzöſiſchen Grundſätze erſchien offenbar. Seine Beſonnenheit verließ ihn, und er erlaubte ſich nicht bloß Tadel, ſondern, wie man ſagt, ſehr unziemende Ausdrücke gegen die Regierung, ja gegen den Kaiſer ſelbſt, und forderte Lothar öffentlich auf Piſtolen. Mehrere Offiziere traten auf Fahrnau's Seite; die Civil-Behörden aber, von Lothar aufgefordert, erklärten Fahrnau für ſtrafbar, und ſeiner Freyheit verluſtig. Das traf ihn wie ein Donnerſchlag. Die Offiziere wollten ſich ins Mittel legen. Fahrnau begehrte auf Cavalierſparole auf freyem Fuß bleiben zu dürfen, und die meiſten Anweſenden ſtimmten ihm bey; aber Lothars Parthey berief ſich auf die geſetzlichen Einrichtungen, und drang auf augenblickliche Verhaftung des Barons, als eines gefährlichen Menſchen, indem ſie mit gemeinem Hochmuth über das Ehrenwort eines Adelichen ſpottete. Kurz, es ſcheint, als ob es darauf angelegt geweſen wäre, Fahrnau zur höchſten Wuth

zu reizen, und so strafbar als möglich zu machen. Das gelang auch. Er kam außer sich, und betrug sich wie ein Mensch, der seiner durchaus nicht mehr mächtig war. Jetzt ist er im Gefängniß. Der Geschäftsträger seines Fürsten hat sich zwar sogleich für ihn verwendet, und sehr viele Menschen, die Zeugen jener Scene, und der Absichtlichkeit gewesen waren, mit der man ihn zu gesetzwidrigen Schritten veranlaßte, interessiren sich hier für ihn; aber man sucht Ausflüchte, und jetzt verbreitet sich sogar ein Gerücht, er sey wahnsinnig, und müsse deßhalb in enger Verwahrung bleiben. Lothar hat mit seiner Freundinn am folgenden Tag die Stadt verlassen, und sich nach Italien gewendet.

Alles spricht von dieser Geschichte. Die Meinungen sind getheilt, doch die meisten Stimmen für Fahrnau. Auf jeden Fall ist seine Lage bedenklich, wenn er sich jenen Menschen auf irgend eine Art zum Feind gemacht hat; denn alle Behörden nehmen Rücksicht auf ihn, und sein Wort gilt hier überall.

Wie Rosalie, die, so viel ich weiß, Fahrnau leidenschaftlich geliebt hat, in die Hände dieses Menschen gekommen ist, erräth Niemand. Ich selbst war, sobald ich die ersten verworrenen Gerüchte hörte, sogleich in die Stadt gefahren, und zog

seln zu Weib und Kindern fliehen, und dort für alles Geschehene Verzeihung und Ersatz finden. So gut darf es ihm nicht werden!

Ich habe Rosalien fortgezogen. Es ist dafür gesorgt, daß er uns folge. Sie selbst weiß nichts davon, auch weiß sie nicht, daß ich sie in der ersten Nachtstation einhohlen, und Fahrnau gerade so viel Spur von unserer Flucht und dem Wege, den wir nehmen, geben will, um ihn wüthend zu machen, und zum Nachreisen zu bewegen. Ist er erst aus den Staaten seines Fürsten, auf dem Grund und Boden des großen Reichs, so wird es mir nicht schwer werden, den Rasenden in seinen eigenen Vorurtheilen so zu verstricken, daß er sich ungeziemender Ausdrücke gegen unsere Regierung, vielleicht gar ein unsinniges Benehmen erlaube, um ihn dann auf lange, vielleicht auf immer, unschädlich zu machen.

So wie übrigens das Unglück selten allein kömmt, so kömmt auch das Glück nie ohne freundliche Begleitung. Der gehaßte Feind ist in seinen lebendigsten Gefühlen gekränkt, und Alles dessen beraubt, was ihm theuer war. Er wird ganz untergehen, und nebst der Freude, ihn bestraft zu haben, lohnt mich nun auch der süßeste Genuß in den Armen eines reizenden Geschöpfs. Du wirst doch nicht den-

ken, daß ich so sehr bloß Verstandesmensch bin, um gegen Rosalien ganz kalt zu bleiben? Sie war und ist das Werkzeug meiner Plane; aber dieß Werkzeug ist so niedlich und allerliebst, daß es sich mit demselben sehr angenehm spielt. Wohin mich das führen wird, weiß ich nicht; daß ich mich aber nicht selbst an sie verlieren werde, dafür bin ich sicher. Leb wohl! Mein nächster Brief aus Italien soll Dir den Ausgang der Geschichte melden.

Geschäft zu machen scheint, mit kaltem Blut Erstlingsblüthen der Liebe, und Herzen bricht, und die Betrogenen, Verlassenen mit eben dieser Ruhe ihrem Schicksal überläßt. Ich habe diesen Menschen von jeher gefürchtet. Er hatte einst, als ihn mir das Schicksal in den Weg führte, sein gefährliches Spiel auch bey mir begonnen; aber ich hatte ihn früher zu wohl durch das Unglück einer seiner Schlachtopfer kennen gelernt, mit dem eine genaue Freundschaft mich verbunden hatte.

Ich begegnete seinen Angriffen und Planen, wie ich mußte, ich räumte ihm keine Herrschaft über mich ein, ich erhielt meinen Kopf von seiner Übermacht, mein Herz von jeder Schwachheit für ihn frey, und es gelang mir so, mich mit ihm auf einem leidlichen Fuß zu behaupten, und allen Reiz seines Umgangs zu genießen, ohne mir die Qual der Reue zu bereiten.

Das wirst Du nimmer vermögen, liebe Sally, wenn Du Dich einmahl mit ihm eingelassen; und hast es auch leider nicht vermocht, wie ich aus Deinem unglücklichen Entschlusse, mit ihm nach Italien zu gehen, gesehen habe. Nun bist Du sein, sein auf ewig, und mit Fahrnau's Gegenwart, der in Deinem Herzen dem Verderber noch das Gleichgewicht gehalten hatte, ist auch Dein guter Engel

von Dir gewichen. O Sally! Wenn dieſer Brief noch zeitig genug anlangt, ſo kehre um! Kehre um, ſelbſt wenn Du den Fuß bereits in den Wagen geſetzt hätteſt! Laß Dich keine falſche Scham, vor Allem keine Furcht vor dieſem böſen Menſchen abhalten, Dich auch mit einem auffallenden Schritte von ihm loszureißen! Scheue ſeinen Tadel nicht, waffne Dich gegen ſeinen Spott, und fürchte nichts ſo ſehr, als in ſeine Gewalt zu gerathen!

Ich ſetze nichts mehr hinzu, weil mir Alles daran liegt, den Brief ſo bald als möglich auf die Poſt zu bringen. Leb wohl, wenn Du es jetzt noch kannſt!

Sechs und zwanzigster Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Rosenstein den 1ten December 1811.

Seit vier Tagen weiß ich eine Nachricht, die mein Gemüth in der tödtlichsten Unruhe, und meinen Geist in unaufhörlicher Spannung erhält. Bis heut war es mir nicht möglich, mich nur in so weit zu fassen, um Dich und Deinen trefflichen Mann davon in Kenntniß zu setzen, und ihn um seinen Beystand für einen Unglücklichen anzuflehen, der sich und die Seinen in endlosen Jammer gestürzt hat.

Ich möchte Dir gern ruhig und in der Ordnung schreiben. Ich kann es nicht. Mein ganzes Wesen ist zerstört, und so muß ich das zuerst an Deiner treuen Brust klagen, was meine Seele wie ein schneidendes Schwert durchzuckt.

Ludwig ist vielleicht auf ewig für mich und seine Kinder verloren. Er ist in *ach durch Französische Behörden arretirt, und sein Schicksal hängt von seinem erbittertsten Feinde ab.

Vor vierzehn Tagen ungefähr erhielt ich den beygeschlossenen Brief von ihm *). Mir kam seine schnelle Abreise seltsam, unheimlich vor, so leicht und wahrscheinlich er auch, ihre wahre Ursache verbergend, darüber hinzugleiten schien. Doch nahm ich auch dieß geduldig auf, wie so Manches, was mir seit einem Jahre von seiner Hand kam.

Nun sind es vier Tage, als man mir zu meinem höchsten Erstaunen den Besuch des Herrn von Tengenbach meldete, der mein Haus nie betreten, und auch nie ein Verlangen bezeigt hatte, es zu thun. Ich vermuthete etwas Außerordentliches, und, seit langer Zeit gewohnt, bey jedem solchen Ereigniß auch etwas Schlimmes zu erfahren, empfing ich ihn bereits mit ängstlicher Spannung. Mein ahnendes Gefühl hatte mich nicht betrogen.

Mit ungemeiner Schonung und einem Mitgefühl, das ich mitten durch die Stacheln, die seine Erzählung in mein Herz drücken mußte, dankbar empfand, theilte er mir die Nachricht mit, die das zweyte

*) S. den drey und zwanzigsten Brief.

beyliegende Blatt enthält. Ich habe ihn gebethen, den Hergang für Lehmbach gehörig und deutlich aufzusetzen, damit dieser den Stand der Dinge daraus ersehen, und seine Maaßregeln darnach nehmen könne. Ich war nicht im Stande dieß zu thun. Tengenbach erboth sich dazu mit eben der Güte, mit der er sich dem unangenehmen Geschäft, der erste Hinterbringer einer solchen Nachricht zu seyn, unterzog. Wenn es in einem Unglück, wie das meine gegenwärtig ist, möglich wäre, irgend eine Linderung zu fühlen, oder ihrer nur gewahr zu werden, so müßte sie in dem Gedanken liegen, wie vielen innigen und warmen Antheil Menschen, die mich so wenig kennen, wie Mathilde und ihr Gemahl, und nun auch Tengenbach, an meinem Schicksal nehmen, und wie sie sich bestreben, seine scharfen Pfeile zu mildern.

Sage Deinem Lehmbach, daß ein unglückliches Weib und zwey unmündige Waisen um seinen Beystand flehen. Er soll Alles anwenden, er soll alle Opfer, die nothwendig sind, von mir fordern, er soll mir rathen, mich anweisen, wie ich es anfange, um Ludwig zu befreyen, um ihn zurück — Zurück? — O mein Gott, mein Gott! — Wenn er nur wieder frey ist! Sage das Deinem August. Sag ihm, daß ich ihn mit unnennbarer Angst, und

mit zerrissenem Herzen beschwöre, zu thun, was nur immer möglich ist.

Warum Ludwig die Residenz verließ, ist nun klar. Warum er aber jene Person nicht begleitet, und ihr nur gefolgt ist — was sie mit diesem Lothar, einem so höchstwidrigen Menschen, zusammenführt, den Ludwig aufs Äußerste haßt, darüber schwebt ein undurchdringliches Dunkel. Mir bleibt nichts übrig, als Gott zu bitten, daß es, wenn es je enthüllt wird, nicht noch schrecklichere Dinge zeige!

Sieben und zwanzigſter Brief.

Julius von Tengenbach an Herrmann Walter.

Waldemuth den 7ten December 1811.

Dein Brief, lieber Freund, und Dein Auftrag an Frau von Fahrnau hat mich plötzlich tief in die Angelegenheiten dieſer Frau verwickelt. Ich kann nicht ſagen, daß es mir unangenehm iſt; aber ſeltſam finde ich es, daß ein Menſch, der ſie kaum kennt, und den auch ſie, ſeit ſie ihn geſehen, nur weniger Aufmerkſamkeit gewürdigt hat, nun auf einmahl vom Zufall erſehen wurde, wie der Schwediſche Hauptmann Thekla's, ſo jetzt ihr Vertrauter in ihrem tiefſten Unglück zu werden. Noch ſeltſamer erſcheint mir dieſe Beziehung, wenn ich bedenke, daß dieſer aufgedrungene Vertraute derſelbe iſt, der ihr von ſeinen und ihren Ältern zum Gefährten auf dem ganzen Lebenswege beſtimmt

war, und der um einer unseligen Verblendung willen ihre Hand zurückwies.

Dein Auftrag an mich hatte wohl diese Absicht und Ausdehnung nicht. Aber sie bedurfte meiner. Sie stand ganz allein, ohne Rathgeber, ohne irgend einen Menschen, der in dieser so schwierigen Angelegenheit handeln und veranlassen konnte, was ihr als Weib zu thun unmöglich ist. So machte der Augenblick, in dem ich ihr als Bothe erschien, mich auch zu ihrem Freund und Geschäftsträger. Das bin ich nun, und bin es gern. Es gibt meinem irren Daseyn eine schöne, wenn auch für den Augenblick schmerzliche Bestimmung.

Wie sich diese Frau zu fassen, wie sie ihr Unglück zu tragen, und unter den Trümmern ihres ganzen Erdenglücks mit angestrengter Besonnenheit noch zu erhalten, und zu stützen sucht, was sich halten und stützen läßt, ist wirklich bewunderungswürdig. Anfangs zwar schien die körperliche Kraft dieser geistigen Überspannung zu unterliegen. Als wir uns das erstemahl trennten, und sie bleich, zitternd, unfähig zu sprechen, selbst ohne Linderung der Thränen mir zum Abschiede die Hand reichte, sagte ich ihr, ohne ihre Einladung zu erwarten, daß ich wieder kommen würde. Ihr

erſtorbener Blick belebte ſich auf einen Augenblick, und ſie dankte mir mit freundlichem Nicken.

Als ich ſie aber am andern Tage wieder beſuchen wollte, konnte ſie mich nicht ſehen; denn ſie war krank. Ich ſandte täglich, mich zu erkundigen. Am fünften Tage war ſie beſſer, und ließ mich bitten, wo möglich, noch denſelben Abend zu ihr zu kommen. Das Wetter war ungünſtig, der Weg verſchneyt. Ich kam im Schlitten, als es ſchon Nacht war. Mein Gott! Wie fand ich die Frau geändert! Ganz erſchöpft lag ſie auf dem Kanapeh, ihr Sohn las ihr vor, und das Mädchen war beſchäftigt, einiges Geräthe in Ordnung zu ſtellen. Mit einem Lächeln, das ſchmerzlich um die bleichen Lippen zuckte, ſtreckte ſie mir die Hand entgegen, und die großen dunkeln Augen füllten ſich mit Thränen, die längſt der todtbleichen Wangen herabglitten. Mich bewegte der Anblick ſo, daß ich nichts vermochte, als ſtumm ihre Hand an meine Lippen zu drücken. Aber ihre Thränen brachen nun unaufhaltſam hervor. Sie winkte den Kindern, das Zimmer zu verlaſſen, und mir, neben ihr Platz zu nehmen. Ich wartete ſtill, bis das Weinen, das ich in ihrer Lage für eine wohlthätige Erleichterung anſah, ſich geſtillt hatte; und nun dankte ſie mir mit leiſer Stimme, aber mit himmliſcher

Freundlichkeit für meinen Besuch, und erkannte tief die kleine Gefälligkeit, daß ich heut noch herübergekommen war.

Seitdem sehe ich sie sehr oft. Wir überlegen gemeinschaftlich, was zu thun ist, und ich erstaune über das richtige Urtheil sowohl, als über die stille Fassung dieser Frau. Es ist die Religion, die ihr diese Kraft gibt. Sie ist sehr gottesfürchtig. Ihre Lectüre besteht meistens aus belehrenden Büchern, oder Erbauungs-Schriften. Auch der Knabe las damahls, als ich eintrat, ein Religionsbuch.

Ihren Mann umfaßt sie mit einer schwärmerischen Liebe. Es muß doch wahrlich kein gemeiner Mensch seyn, der in der Brust einer solchen Frau, und nach einem solchen Betragen gegen sie, noch so ausschließend herrscht; denn, was sie handeln macht, ist nicht bloß ernstes Pflichtgefühl, und die Achtung für den beschwornen Eid am Altare, sondern wirklich die innigste Liebe, die in ihr Leben verwebt zu seyn scheint. Sie ist zu allen Opfern, zu allen Anstrengungen bereit, ja sie hat mehr als einmahl den Gedanken geäußert, ob es nicht das Beste wäre, gerade nach **ach zu reisen, und an Ort und Stelle die nöthigen Schritte aufs schnellste und nachdrücklichste zu thun. Ich kann ihr in dieser Ansicht unbedingt weder ab

noch zu rathen. Auf jeden Fall muß man vorläufig nähere Erkundigung einziehen. Du, lieber Herrmann, wirst das am Besten thun können. Die beyliegenden Bogen enthalten Vorschläge, welche ich Dir nach meiner Kenntniß von den Verhältnissen der dortigen Behörden vorlege. Setze davon in Ausübung, was Du thunlich findest, und spare kein Geld, wo man damit etwas ausrichten kann! Die Rechnung richtest Du an mich. Auf Dich kann ich zählen, und brauche Dich daher nicht zu ermahnen, daß Du das Schicksal einer über alles edlen Frau, eines von ihr geliebten Mannes, und zweyer hoffnungsvoller Kinder zu besorgen hast. Leb wohl!

Acht und zwanzigſter Brief.

Roſalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Piſa den 20ten December 1811.

Das milde Italien hat mich aufgenommen. Hier wehen keine rauhen Winde, wie jenſeits der Alpen; hier deckt kein unerbittlicher Schnee den Buſen der Natur mit dem weiſſen Todtentuche; hier ſtirbt der Frühling nie ganz, und mitten unter trüben Tagen und Herbſtwetter blitzt plötzlich ein heller Sonnenſtrahl auf, und zaubert uns mit freundlichem Lächeln und lauen Lüften in die ſchönſten Tage des Sommers zurück; hier athmet der Menſch frey und leicht, denn er liegt an der Bruſt der milden Mutter, die das Zürnen hier ganz verlernt hat, womit ſie in unſerm Vaterlande ſo hart und verderblich auf zartere Körper einſtürmt. Mir iſt hier wieder unendlich wohl, wohler als das erſtemahl, wo ich nach einem ſchrecklichen Verluſt mit

tief zerrissenem Herzen und zerstörter Gesundheit, einsam und verlassen, Trost und Heilung in diesen Gegenden zu suchen kam. Ich bin unter dem Schutze treuer Freundschaft, die mit sorglichem Streben alles Unangenehme mir fern hält, und alles Schöne, Erquickende, Erheiternde um mich her versammelt. Wir leben höchstangenehm. Lothars Persönlichkeit würde allein hinreichen, Alles, was Gehalt und Talent hat, an sich zu ziehen; aber mit angenehmen Erstaunen erfahre ich, seit wir den Französischen Boden betreten haben, daß auch seine politische Bedeutenheit überall entschieden und herrschend in die Ereignisse eingreift. Man umringt uns mit Zuvorkommung, man bestrebt sich, uns mit den Schönheiten und Vorzügen der Umgebungen bekannt zu machen, und sucht alle Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des geselligen Lebens für uns auf. Wir schwelgen im Genuß von Kunstschätzen. Ich sehe einen gewählten Kreis durch Rang, Talent oder innern Gehalt bedeutender Menschen um mich, und die zwanglose Italienische Sitte, die das Weib nicht wie bey uns in die ängstenden Formeln der Hausfrauenschaft einengt, begünstigt diese Lebensweise. Wir singen, spielen Clavier oder declamiren. O es ist Musik und Zauber, die italienischen Kehlen, diese harmonischen Laute,

in denen die Vorsehung ihnen erlaubt hat, sich ihre Freude und ihr Leid mitzutheilen, diese göttliche Sprache singen und recitiren zu hören! Und dann auch diese glühenden Herzen, diese schnell fassenden Geister, dieser rasche Wechsel und Umtausch der Gedanken! Ja, sie mußten sich diese leicht über lauter Vocale dahingleitende Sprache schaffen, die mit allem Zauber des Wohllauts alle Energie des Gedankens verbinden läßt, um dem Flug ihrer Begriffe und Gefühle schnell genug folgen zu können!

Jetzt, liebe Bertha, nach langem Irren, Suchen, und so vielen bitteren Täuschungen glaube ich endlich am Ziele zu stehen, und jene Ruhe gefunden zu haben, die ich bisher so schmerzlich vermißte, nach der ich vergebens mit unsicheren Griffen langte, und sie nie, nie erreichen konnte. Es ist still in mir geworden. Ich weiß nun bestimmt, was mir Noth thut, und ich besitze es. Das angenehm bewegte, nur von leichter Abwechslung, von Kunstgenuß, geselliger Mittheilung, und belehrendem Umgang gehobene, schwebende, ätherische Leben ist es, in dem sich mein Wesen allein behaglich fühlen kann. Jene Stürme — und gähen Absprünge von Furcht und Hoffnung, von Seligkeit und Verzweiflung, in die meine früheren Verir-

rungen mich stürzten, haben mich jeden Tropfen Entzücken mit Bechern voll Qual erkaufen machen. Sie waren, wie das Clima, das sie erzeugte, zwischen tödtendem Frost und sengender Hitze auf den Wogen unsichrer, sich selbst mißverstehender Leidenschaft geschaukelt.

Nur Ein dunkler Punct liegt noch im Hintergrunde meiner Seele, damit nicht Alles schön sey, damit dem irdischen Loos sein gebührender Zoll gebracht, und mit diesem Ring des Polykrates die ernste Nemesis versöhnt werde, die dann freundlich mir mein übriges Glück gönnen wird. Es ist Ludwigs Schicksal! Ich habe ihm auf der Reise geschrieben, und zwar gleich am dritten Tage, als wir das erstemahl uns einige Ruhe gönnten.

Lothar hohlte mich schon in der sechsten Station ein. Es war Nacht. Zerschüttelt, betäubt von der langen Tagreise auf den grundlosen Wegen, halb krank durch Ermüdung und Frost, und von tausend beängstenden Gedanken, wie Ludwig meine Abreise aufnehmen, wie er sich in das Unabänderliche finden, und was er vielleicht leiden werde, noch mehr als durch jenes körperliche Mißbehagen gequält, lag ich auf dem Sopha im Zimmer des Gasthofs. Ein Paar Lichter am Spiegeltische erhellten dürftig das weite alterthümliche

Gemach. Ich fühlte mich ſo allein, ſo bang, ſo zweifelnd!

Da rollte ein Wagen ſchnell und raſſelnd vor das Thor. Er hielt. Man ſprang heraus. Alles kam in Bewegung, und mit eiskalter Hand griff der Gedanke an mein Herz: Das iſt Ludwig, der Dich ſucht! Gott wie hätte ich ihm in meiner jetzigen Stimmung begegnen können! Was hätte daraus werden ſollen, wenn er mich wieder in den Strudel von Verirrung, Zwieſpalt und Unruhe zurückgezogen hätte, dem ich kaum entgangen war!

Ich war unvermögend, mich zu erheben; ich wußte nicht, was ich denken, noch weniger, was ich ſagen ſollte. Da hallten ſchnelle Tritte durch den Vorſaal. Es war nicht Ludwigs Gang. Man kam an meine Thüre, es wurde leiſe am Schloß gegriffen. Nein! Das iſt er nicht! dachte ich, und fühlte mein Herz um Centnerlaſten erleichtert. Aber nun beunruhigten mich Zweifel und Neugierde, ich ſtand auf, und machte einige Schritte gegen die Thüre, um zu ſehen, wer mich um dieſe Zeit zu ſtören käme? Sie ging auf, und — o es war wie ein erſter Sonnenblick nach langen nebelgrauen Wintertagen! — beym hellen Schein vieler Kerzen in den Händen der Aufwärter und ſeiner Domeſtiken, die ihn umringten, leuchteten mir Lo-

thars ruhige, feſte Züge, die ganze männlich ernſte Geſtalt entgegen.

Ich verſtummte vor freudiger Überraſchung; er aber trat auf mich zu, und mit glänzenden Augen ſagte er: Gottlob! Sie ſind wohl! Er winkte den Leuten, ſich zu entfernen, gab noch mit fliegenden Worten einige Befehle, und wir waren allein.

Lothar! ſagte ich jetzt: Ihre Ankunft iſt mir höchſt erfreulich, aber wie kömmt es —

Er ließ mich nicht ausreden. Mit einem Lächeln, das ich nie an ihm geſehen, und das ſeine ernſten Züge zu unausſprechlicher Holdſeligkeit verklärte, nahte er mir, legte die Hände auf meine Schultern, ſah mir lang und liebevoll in die Augen, und ſagte dann: Hat Roſalie denn geglaubt, daß es mir möglich wäre, ohne ſie zu leben?

Ich kann Dir nicht ſagen, wie dieſe Worte mich ergriffen, und doch hätte mich ſein Kommen, ſein Nahen, ſein Blick darauf vorbereiten können. Ich fühlte, daß ich leiſe bebte, und Thränen mir in die Augen traten. Mein theurer, theurer Freund! ſagte ich. Er zog meine Hand an ſeine Lippen, mein ganzes Weſen folgte, und ich lag an ſeiner Bruſt. Wir hatten uns verſtanden, wir waren Eins. Er ſetzte ſich dann ruhig mit mir aufs Kanapeh, entwickelte mir noch einmahl alle Gründe und Ver-

hältniſſe, die meine Trennung von Ludwig nothwendig machten, und ließ mich im hellen Licht ſeiner Menſchenkenntniß die überaus wahrſcheinliche Folge dieſer Maßregel ſehen, daß nähmlich Ludwig bey Empfang meines Briefes eine Weile toben und wüthen werde, daß Leonore dann, ſobald ſie Nachricht von meiner Abreiſe erhielte, ihre alten Rechte geltend machen, und Alles hervorſuchen würde, um den Flüchtling wieder ins ehrenfeſte Geleiſe ſeiner häuslichen und ehelichen Pflicht zu bringen, daß es ihr bey Ludwigs bekannter Weichheit ohne Zweifel gelingen, und ich mit aller meiner Ängſtlichkeit über dieſen Schritt, und ſelbſt mit meiner Reue, wenn ich ihn wieder zurück thun, und zu Ludwig kehren wollte, nichts gewinnen würde, als — den Triumph der gerächten Hausehre feyern zu helfen.

Ich ſah die Richtigkeit dieſer Gründe vollkommen ein, und eine unbeſchreibliche Ruhe ſenkte ſich in mein Herz. Wir überlegten nun den weiteren Plan unſerer Reiſe. Lothar hatte nebſt dem Zweck, mir zum Geleiter zu dienen, noch Aufträge von ſeinem Kaiſer, die er untereinſtens verrichten wollte. Sie machten einige kleine Abſprünge von der gewohnten Straße nothwendig. Er trug mir an, ihn jedesmahl in einer größeren Stadt, die auf dem We-

ge lag, zu erwarten; aber ich hatte zu viel Angſt vor Ludwigs möglichem Nachſetzen, und zog vor, ihn überall zu begleiten, um unter ſeinem Schutze zu ſtehen. Er nahm es mit ſichtlicher Freude an. So wurde die Reiſeroute gleich abgeändert, und mein erſter Brief an Fahrnau nicht aus * ingen, ſondern aus ** ben geſchrieben. Auch machte dieſe Art zu reiſen mehr Eile nöthig, und verſtattete mir weniger Ruhepuncte. Doch ſorgte Lothars zärtliche Freundſchaft für Alles, und er hätte, glaube ich, mit dem Novemberwind zanken mögen, wenn er mich unſanft berührte.

Ach, liebe Bertha! Welche Seligkeit liegt in dem Genuſſe ſo ruhiger verläßlicher Freundſchaft, in dieſer immer gleichen Wärme des Gefühls, in dieſen ſtillen Bebungen innerer Zufriedenheit, gleich weit entfernt von der tödtenden Kälte gleichgültiger Indolenz und ſtürmiſcher Leidenſchaft! Auch habe ich während dieſer Reiſe den ſchroffen Freund auf einer ſo unſchroffen Seite kennen gelernt, ſein Herz ſo mild, und ſeinen Geiſt ſo geſchmeidig gefunden, daß jenes frevelnde Wort hier zum letzten Mahl ſtehen ſoll, womit ich an der zarten, und nur von einer durch Unglück und Welterfahrung gehärteten Hülle bedeckten Seele ſo lange geſündigt habe.

Aber ich wollte Dir ja von der einzigen Sorge

ſprechen, die mich zuweilen noch quält, obwohl ich auch nicht weiß, ob meine noch immer ſo innige Neigung für Ludwig nicht meinem allzuängſtlichen Gemüth ein Blendwerk vorſpiegelt.

Wir waren in ** ach angekommen, wo der Sitz des Franzöſiſchen Gouvernements iſt. Lothar hatte hier Geſchäfte. Wir ſollten drey Tage bleiben, und ich richtete mich im Gaſthofe ein, wo mich die Vorſorge des Freundes mit allen erdenklichen Bequemlichkeiten umringte. Nach Tiſche ging er zeitlich aus, und kam nicht lange darnach ſehr erhitzt, von mehreren Franzöſiſchen Offizieren und Civilbeamten des Orts begleitet, zurück. Die Männer gingen auf ſein Zimmer, es wurde lange und heftig geſprochen. Ich wußte mir nichts zu deuten, aber ich war auch nicht beſorgt; denn leicht und faßlich ließ ſich Alles durch Lothars Geſchäftsverbindungen erklären. Aber nun begann ein Laufen und Schicken. Der Commandant des Caſtells ſelbſt erſchien mit ein Paar Offizieren, ich hörte entfallene Worte von Übermuth, Strafe, gefährlichen Grundſätzen, man ſprach von einem Wüthenden, deſſen man ſich verſichern müſſe. Ein Grauen fing an, mich zu überlaufen. Indeß trat die Aufwärterinn herein, und erzählte eine verworrene Geſchichte nach der Art dieſer Menſchen, von einem

Fremden, der ſich im Kaffehhaus ungebührlich betragen, die anweſenden Franzoſen beſchimpft, ihren Kaiſer zu ermorden gedroht habe, und zuletzt für ſeine Kühnheit arretirt worden ſey. Und wer iſt der Fremde? fragte ich, nicht ohne einen Anflug von Angſt; denn Fahrnau fiel mir auf der Stelle ein. Seinen Nahmen wußte die Aufwärterinn nicht. Es wäre ein vornehmer Herr aus ** ſagten Einige, Andere hielten ihn für einen Abentheurer, noch Andere für wahnſinnig, da er ſich ganz wüthend benommen haben ſoll. Sie hatte ihn, als die Gens-d'armes mit ihm in den Wagen ſtiegen, auf einen Augenblick geſehen, und nun beſchrieb ſie eine Geſtalt, die zu meinem Schrecken Fahrnau ſeyn konnte.

Ich erwartete Lothar mit banger Sorge, denn ich fürchtete hier einen ſchrecklichen Zuſammenhang. Er kam ſpät. Eine völlige Ruhe, ja eine Art von Freudigkeit lag auf ſeinen Zügen. Ich theilte ihm meine Beſorgniſſe mit. Er lachte, und nannte mich eine ſchöne Träumerinn. Doch nach und nach wurde ſein Blick ernſter, und endlich ſagte er beynahe ſtreng: Der glückliche Fahrnau! Seine nur mögliche Nähe, ſeine geträumte Gefahr kann dieſes allzuzärtliche Herz ſchon in ſolchen Aufruhr bringen! Befürchten Sie nichts, gnädige Frau! Der Fremde und Fahrnau haben nichts gemein, als eine

gleiche Thorheit. Er verbeugte ſich, und verließ das Zimmer.

Ich fühlte, daß ich ihn beleidigt hatte. Dieſe lebendige, ja thörichte Theilnahme an dem Schickſal eines Unbekannten, nur weil es Fahrnau ſeyn konnte, dieſe heftige, aus der ganz beruhigten Stille meines Weſens unvorbereitet hervorgebrochene Regung mußte ihn befremden, und den treuen Freund, der ſeit Langem auf nichts anders ſann, als mein Leben aus allen wirklichen und geiſtigen Stürmen auf ein ſicheres Eyland tiefgegründeter Ruhe und wahrer Freundſchaft zu retten, höchſtſchmerzlich berühren.

Er kam nicht zum Abendeſſen. Ich hatte Zeit, über mein Unrecht nachzudenken. Aber die Aufwärterinn trat abermahl ein, und fing wieder an, von dem ſchönen Mann zu erzählen. Sie wußte jetzt mehr. Es wäre ein Cavalier vom Hofe des nächſten Fürſten, er hätte mit Lothar Streit angefangen, und ihn gefordert. Auch nannte ſie einen Nahmen, der wie Fahrnau klang. Mich überlief es von Neuem. Aber durfte ich dieſer vielleicht ganz grundloſen Angſt Gehör geben? Durfte ich des unglücklichen Menſchen, der mich in ſolche Verwirrung ſtürzte, vor Lothar noch einmahl erwähnen?

Spät Abends kam er endlich. Mit vieler Artigkeit, aber mit einer Kälte, die wie Eiseshauch durch alle seine Reden und sein Betragen wehte, und mein Herzblut erstarren machte, trug er mir vor, daß ein Auftrag, den er hier bey dem Gouverneur für sich gefunden, seine schnelle Abreise nach Venedig fordere. Er sähe ein, daß es unbescheiden wäre, mich in dieser Jahreszeit (es stürmte und regnete unaufhörlich) von hier fortzutreiben, er nähme also Abschied von mir, und hoffe mich in Venedig wieder zu sehen. Ich erstarrte. Mit bittenden ängstlichen Blicken sah ich ihn an. Sie wollen mich verlassen? war Alles, was ich vorbringen konnte, und meine gänzliche Vereinzelung im fremden Lande, unter unbekannten Umgebungen, und mit meinem verworrenen Gemüthe stellte sich mir schreckend, wie ein furchtbares Gespenst, vor Augen.

Es steht bey Ihnen, gnädige Frau, was Sie thun wollen. Ich werde es mir zur Ehre rechnen, Sie zu begleiten; aber Sie wissen, setzte er mit strengem Ton hinzu, ich hänge nicht von mir selbst ab. Meine Reise ist oft seltsam, immer hastig, meist beschwerlich. Bey mir gebiethen kalte Vernunft und unerweichte Nothwendigkeit.

Ich werde mich Allem fügen, sagte ich: Ich werde mit Ihnen gehen.

Er dankte mir mit einer stummen Verbeugung, und verließ das Zimmer. Sogleich wurden Anstalten getroffen, und zwey Stunden darauf — mitten in der Nacht — saßen wir im Wagen. Ich hätte sehr gewünscht, nur bis zum folgenden Tage noch in **ach bleiben zu können, da mir die Aufwärterinn noch eine verläßliche Nachricht von dem Gefangenen am nächsten Morgen zu bringen versprochen hatte. Aber da galt keine Wahl. Des Fremden, seines Streites im Kaffehhause wurde nicht mehr erwähnt. Lothar dachte vielleicht nicht mehr daran, und ich hatte bey der Trockenheit und Kälte, mit der er sich seit der ersten Erkundigung darnach gegen mich benahm, nicht das Herz, ihn zu fragen. So blieb dieser mir so wichtige Punct unerörtert. War es Fahrnau? War er es nicht? Und, wenn er es war, was ist aus ihm geworden? Nach und nach ließ die Eiseskälte meines Freundes nach, und unser Verhältniß war wieder hergestellt, so rein, so offen, so befriedigend, wie ehemahls.

Aber ganz ruhig kann ich doch nicht seyn. Fahrnau's Bild taucht aus dem Schatten der Vergangenheit auf, bald in allem seinem Liebreiz, bald

in ſchreckender Bläſſe, von feuchten Mauern eng umſchloſſen, hohläugig, und mich mit drohender Gebehrde anklagend.

Das iſt es eben, was mir die Nemeſis verſöhnen ſoll, weil ich ſonſt gar zu glücklich wäre.

Wir werden nach Florenz und Rom gehen. Wo wir unſern bleibenden Wohnſitz aufſchlagen, iſt noch ungewiß. Sobald ich es weiß, ſollſt auch Du es erfahren, um Deine Briefe ſicher einleiten zu können. Indeſſen gib ſie Deinem Freunde Fierolles! Er kann durch ſeine Verbindungen und die Geſandten ſeines Hofes immer ungefähr wiſſen, wo Lothar ſich aufhält. Leb wohl!

Neun und zwanzigſter Brief.

Julius von Tengenbach an Herrmann Walter.

Waldemuth den 15ten Jänner 1812.

Laß, lieber Herrmann, wie Du dieſen Brief erhältſt, die herrſchaftliche Wohnung in Fallowetz ſo viel als möglich in wohnlichen Stand ſetzen, und bitte Mathilden in meinem Nahmen, zur Aufnahme unſerer edlen unglücklichen Freundinn Alles aufs bequemſte einzurichten. Das wiſſen Frauen am geſchickteſten zu machen, und ſo lege ich dieß Geſchäft mit vollkommener Zuverſicht in ihre Hand.

Du weißt, wie ſehr das ewige Hin und Herſchreiben dieſe letzte Zeit uns hier in der Ferne, und Dich dort in der Nähe des ſchmerzlichen Ereigniſſes, in einer unangenehmen Spannung hielt, und doch wenig oder nichts Befriedigendes damit geleiſtet wurde. Fahrnau iſt noch immer verhaftet. Noch kennt man ſeine Schuld und darum ſein Schickſal nicht

genau, und die widersprechenden Nachrichten über seine Krankheit, über seine angebliche Geisteszerrüttung, und selbst über den Ort, wo er sich befinden soll, dienen nur dazu, seine unglückliche Gemahlinn, und uns Alle in ewig neuer Unruhe zu erhalten.

Leonorens Angst ist eben so leicht zu begreifen, als zu verzeihen: Sie weiß, daß ihr Mann und Lothar nie Freunde, ja, daß sie in der letzten Zeit Nebenbuhler bey jener Frau waren, und Fahrnau ihnen auf ihrer Flucht nach Italien gefolgt ist. Obwohl nun der Beweggrund dieser Reise nicht darnach ist, Leonorens Theilnahme für den verirrten Gemahl aufzufordern, so würde doch schon der bloße Pflichtbegriff hinreichen, sie alles Erſinnliche für ihn unternehmen zu machen. Sie ist in der Residenz gewesen, sie hat sich dem Fürsten mit ihren Kindern zu Füßen geworfen, und mit allen Ministern und Großen gesprochen, die in der Sache etwas thun können. Überall wurden ihr leere Tröstungen, weit aussehende Versprechungen, Entschuldigungen gegeben, nirgends Hülfe. Unser Hof fürchtet sich, sich für Jemand zu verwenden, der die Ungnade des Französischen, oder seiner Gewaltigen auf sich gezogen hat. Man findet die Sache bedenklich, man zuckt die Schultern, und will lieber die unauslösch-

liche Schmach auf ſich laden, einen redlichen, ſchuldloſen Mann der Gewalt boshafter Feinde ohne Schutz zu überlaſſen, als den Unwillen der allgefürchteten Eroberer durch muthigen Widerſtand reizen.

So ſetzen ſich Einzelne und ganze Regierungen in den Augen der beſſeren Menſchen, ja in den Augen der übermüthigen Sieger ſelbſt herab, die mit Verachtung der zahmen Schwäche und kriechenden Unterwürfigkeit ſpotten, und bey nächſter Gelegenheit diejenigen als leichte Beute verſchlingen werden, die jetzt mit Aufopferung der heiligſten Rückſichten aus engherziger Selbſtliebe ihrer Willkühr fröhnen.

Dir darf ich ſagen, lieber Bruder! was ich Leonoren nicht zu ſagen wage. Ich fürchte unter dieſen Umſtänden Alles für Fahrnau. Er muß ſich höchſt unvorſichtig benommen haben, und nur die Vorausſetzung, daß innerer Kampf, Anſtrengung der ſchnellen Reiſe, und ein Fieber, das ihn ſchon früher ergriffen hatte, ihn gleichſam außer ſich und um ſeine klare Beſinnung gebracht haben, kann ihn entſchuldigen. Wenigſtens erklärt dieß einigermaſſen die Nachrichten, daß er krank, und ſeines Bewußtſeyns beraubt ſey.

Unter ſolchen Verhältniſſen konnte ich Leonorens Entſchluß, ſelbſt nach **ach zu reiſen, und

entweder ihres Mannes Gefangenschaft zu theilen, ihn zu pflegen, wenn er krank wäre, oder, wenn man ihr das nicht erlaubte, wenigstens in seiner Nähe zu bleiben, um an Ort und Stelle zu wirken, was zu wirken möglich wäre, nichts entgegensetzen. Nur bath ich sie, die Schwierigkeiten der Winterreise, die tausend Unannehmlichkeiten, denen sie sich in den fremden, undeutschen Gewalthabern gehorchenden, Gegenden aussetzte, zu bedenken, und sich auf eine genauere und vielleicht sehr unerfreuliche Kenntniß der Lage der Dinge vorzubereiten. Sie gab mir vollkommen Recht; aber sie hatte ihren Entwurf, und zum Theil auch schon ihre Anstalten gemacht, ohne auf ein anderes männliches Geleite, als ihres eilfjährigen Sohnes und eines alten Kammerdieners ihres Mannes, zu rechnen. Ich ließ sie eine Weile sprechen. Ich weidete mich an der stillen Fassung, womit sie sich in Alles zu fügen, und Muth und Entschlossenheit für die beschwerliche Reise, und für alle bitteren Schritte zu erringen strebte, die ihr bevorstanden. Als ich sie so mit stiller Bewunderung angehört, und ihre Rede mit keiner Sylbe unterbrochen hatte, fragte sie endlich, was denn ich von dem Allen dächte? „Daß das nicht angeht, gnädige Frau, daß Sie einer andern Begleitung bedürfen, als

Ihres Adolphs, und des ſchwachen Alten, und daß ich, wenn Sie ſonſt keine Ausnahme gegen mich haben, mir dieſe Erlaubniß erbitte.“

Eine Aufwallung, in welcher Erſtaunen und Freude ſich miſchten, flog über ihre angenehmen Züge. Ach Gott! rief ſie, Sie wollten —

Ich habe in Fallowetz Geſchäfte, die mich über kurz oder lang ohnedieß hinrufen. Von dort ſind nur anderthalb Stunden nach **ach, und Mathilde lebt in Fallowetz mit ihrem Gemahl. Sie ſind dort unter Freunden; Sie können von da aus Ihre Schritte machen, oder dort bleiben, wo es Ihnen den Umſtänden nach am gerathenſten ſcheint.

Sie war vergnügt über meinen Vorſchlag, aber ſie nahm ihn doch nicht alſogleich an. Als ich aber das nächſtemahl nach Roſenſtein kam, und meine Bitte wiederhohlte, ſagte ſie mir, daß ſie mein Anerbiethen und alle Umſtände wohl überlegt habe, daß ſie ſich mit Freude und Zuverſicht unter meinen Schutz begäbe, und nun dieſer Reiſe, vor der ihr zuvor immer heimlich gegraut habe, mit mehr Ruhe entgegen ſähe. Ach! ſagte ſie mit unbeſchreiblichem Ausdruck in ihren Zügen, und ihr großes dunkles Auge richtete ſich von einer Thräne glänzend gegen Himmel: Es treibt mich ein ſo ängſtliches

Verlangen nach **ach, und — lieber Gott! — was soll ich dort vielleicht erfahren!

So werde ich denn Fallowetz wieder sehen, das ich vor Kurzem nie mehr zu betreten dachte, und werde eben das weibliche Wesen mit mir hinführen, das ich vor zwölf Jahren als meine Gattinn dort einzuführen bestimmt war. Seltsames Schicksal! Wunderbarer Tausch!

Ich kann nicht sagen, daß ich mich auf den Anblick freue, selbst Deine Gegenwart wird die Geister böser Erinnerungen, die dort hausen, nicht bannen, und nur ein Fall, wie der vorliegende, wo der wichtige Dienst, der einer geachteten Person geschieht, dazu auffordert, und die Lage der Umstände diesen Ort als den tauglichsten zeigt, kann mir sein Wiedersehen erträglich machen.

Dreyßigſter Brief.

Gräfinn Ida von Lichtwerth an ihre Tante, die Gräfinn von Wingheim.

Florenz den 15ten Jänner 1812.

Sechs Monathe ſind verfloſſen, ſeit ſich von allen meinen Verwandten, meinen Bruder Fritz ausgenommen, Niemand um mein Daſeyn bekümmert. Kindliche Pflicht und jene zärtliche Rückſicht, welche auch das unbilligſte Betragen nie aus meinem Herzen wird tilgen können, zwangen mich, zu wiederhohlten Mahlen die Verzeihung meiner Mutter (wenn man etwas zu verzeihen haben kann, wo nichts verbrochen wurde) und ihre Zuſtimmung zu einem Schritte anzuſuchen, den ich mit reifer Überlegung gethan, und ſeitdem noch nie zu bereuen gefunden habe. Ich bin ſehr vergnügt. Mein Gemahl entſpricht jeder Forderung, die in meinem Ideal häuslicher Zufriedenheit lag.

Mehr oder anderes konnte meine Mutter weder ihre Vernunft noch ihre Liebe für ihr Kind wünschen machen; folglich glaubte ich zuversichtlich, daß jener Unwillen, der nur aus Erinnerungen an ehemahlige Unbilden aufgewallt war, nach und nach der Überzeugung von dem Glücke ihrer Tochter gewichen seyn würde. Ich habe es nicht so gefunden. Drey Briefe, die ich ihr mit kindlicher Unterordnung geschrieben, blieben unbeantwortet. Alle dringenden Bitten und Vorstellungen meiner übrigen Verwandten, an die ich mich deßhalb wandte, waren eben so fruchtlos, und auch Sie, meine gnädige Tante, meine zweyte Mutter, haben mich keiner Antwort auf meinen Brief gewürdiget, den ich vor drey Monathen von meinem Landgute an Sie schrieb.

Ich kenne meine Mutter. Auf den Wegen, die ich bisher versucht, wird es in Ewigkeit nicht glücken, an ihr Herz zu gelangen, und doch drängt es mich, ihren Unwillen abzuschütteln, und wieder frey und heiter Jener gegenüber zu stehen, an die nebst den heiligsten Banden des Bluts mich die unbegrenzteste Dankbarkeit und Verehrung knüpfen. Das gute Vernehmen mit meiner Familie allein fehlt zu dem vollständigen Glücke meines Lebens, und der Eifer, mit dem ich Alles hervorsuche, um dieses Ziel zu erreichen, sollte Ihnen doch, theuer-

ſte Tante, ſo wie meiner Mutter beweiſen, daß es mir damit hoher, heiliger Ernſt ſey. So wende ich mich denn noch einmahl an Sie, deren milder Sinn und nachſichtsvolle Güte mir aus dem ſchönen Jahre, das ich in Ihrem Hauſe durchlebte, ſo bekannt und theuer ſind. Seyen Sie meine Fürſprecherinn, meine Vermittlerinn! Zeigen Sie meiner Mutter mein höchſtangenehmes Daſeyn! Sprechen Sie ihre mütterliche Liebe für ein Kind an, das in vier und zwanzig Jahren, die es unter ihrer Leitung zubrachte, es niemahls an Folgſamkeit und kindlicher Ergebung hat ermangeln laſſen! Machen Sie meinen Frieden mit ihr, und glauben Sie gewiß, daß Sie ein höchſt verdienſtliches Werk vollenden, wenn Sie zwey Herzen vereinigen, die die Natur für die innigſte Liebe gegeneinander beſtimmt hat!

Übrigens geht es mir, wie ich Ihnen ſchon geſchrieben, ſehr wohl. Unſere Güter ſind angenehm gelegen, das Schloß, welches wir gewöhnlich bewohnen, iſt modern und ſchön gebaut, aufs bequemſte eingerichtet, und von geſchmackvollen Gärten umgeben. Mein Wilhelm treibt die Gärtnerkunſt als Meiſter, er iſt ein leidenſchaftlicher Botaniker, er verſteht ſo viel Chemie, als zur wiſſenſchaftlichen Leitung ſeiner Ökonomie nothwendig iſt, und ſeine Bibliothek in dieſen Fächern wird

schwebt ein gewisses Dunkel über der Sache. Bis **ach sind sie, wie es heißt, alle drey miteinander gereiset; dort aber soll Fahrnau sich mit den Französischen Behörden überworfen, gegen ihre Grundsätze und den Kaiser selbst sich laut erklärt, und überhaupt so betragen haben, daß er arretirt, und bis jetzt noch nicht auf freyen Fuß gestellt worden ist. Mich dauert seine Frau. Er büßt die Strafe seiner Thorheiten.

Sie aber, die schöne Helena, die dieser — nun, ein Paris ist er eben nicht — ihrem Menelaos entführt hat, lebt hier, wie überall, auf glänzendem Fuß, steht Alles bey sich, was auf Bildung und guten Ton Anspruch macht, und erregt großes Aufsehen.

Mit Lothar, der in allen Gesellschaften und auch bey Hofe erscheint, hat mein Mann seine Bekanntschaft erneuert. Er hat uns hier schon wesentliche Dienste geleistet, und besucht uns zuweilen. Sie kennen ihn, theure Tante, und ich brauche ihn Ihnen nicht zu schildern. Er benimmt sich mit Anstand, und versteht es recht gut, wie dort in **bad und in der Residenz den Democraten, so hier den Mann von Einfluß und Ansehen zu spielen. Sein Haus ist glänzend, seine Tafel ausgesucht, er hat eine Menge Domestiken und die eleganteste Equi-

päge, kurz, er ahmt unsern Stand, dessen Vorrechte und Handlungsweise er sonst so bitter getadelt hat, in Allem so gut nach, daß schwerlich ein Cavalier zu finden seyn wird, der sich mit mehr Sicherheit, und mehr Übermuth betragen könnte, als dieser Mensch. Indessen halten seine Kenntnisse und sein gebildeter Verstand für Vieles schadlos. Er ist Kunstliebhaber und Kenner in bedeutendem Grad, ja er zeichnet selbst vortrefflich, und es ist eben so unterhaltend als belehrend, die hiesigen Schätze dieser Art in seiner Gesellschaft zu durchwandern. Ich versäume es niemahls, wenn ich irgend kann, und genieße Alles doppelt auf diese Art.

Diese einzelnen Züge aus dem Bild meiner Lebensweise werden Sie, gnädige Tante, von dem überzeugen, was ich im Eingange meines Briefes behauptete, daß ich sehr vergnügt bin, daß ich meine Wahl auf keine Art zu bereuen habe, und daß die Welt, die mir überall mit ihren Auszeichnungen und Freuden entgegenkommt, eben dieß Urtheil fällt, und mich meiner angenehmen Lage wohl werth hält. Möchte es mir doch gelingen, Sie meinen Wünschen geneigt zu stimmen, und durch Sie endlich das einzige, mir noch fehlende Gut, die Verzeihung meiner theuren Mutter, und Ihre Gnade zu erhalten!

Ein und dreyßigster Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Fallowetz den 8ten Februar 1812.

Seit vier Wochen bin ich hier. Fünfmahl war ich während dieser Zeit in der Stadt bey allen Civil- und Militär-Behörden. Ich habe mir keinen schweren Schritt, kein Warten, kein Opfer zu theuer seyn lassen, und — ich stehe gerade dort, wo ich im Anfange meines Aufenthalts stand, ja meine Lage ist, wo möglich, noch ein Bißchen schlimmer.

Als ich noch fern von hier in meinen Bergen war, spiegelte mir die Hoffnung, die auch den Unglücklichsten nicht verläßt, eine täuschende Aussicht vor, wie ich leicht zu meinem Gemahl gelangen, und entweder seinen Kerker theilen, oder doch eine verläßliche Übersicht der Schritte erhalten könn-

te, die zu seiner Befreyung an Ort und Stelle zu thun wären.

Nichts — nichts von Allem ist erfüllt. Man hält mich mit Ausflüchten, mit geheimnißvollen Andeutungen hin. Die Antworten der verschiedenen Personen, an die ich mich officiell zu wenden hatte, widersprechen sich, und ich habe nicht einmahl mit Gewißheit erfahren können, ob Fahrnau gesund oder krank, und ob er noch im Castell von **ach, oder, wie Einige sagen, nach Mantua gebracht worden sey.

Daß er bereits von einem Fieber ergriffen war, als er die Residenz verließ, und daß dieses Übel, durch innere Aufreizung und die Hastigkeit der Reise vermehrt, ihn in einen Zustand versetzt hatte, der an Geistesabwesenheit grenzte, habe ich durch einen Brief seines Bruders erfahren, in welchem er mir Auszüge und Stellen aus Ludwigs letzten Schreiben an ihn sandte. Was er in einer solchen Stimmung gesagt oder gethan, läßt sich nicht berechnen; aber es läßt sich Alles fürchten. Man sagt mir nichts, und es steht mir frey, zu denken, zu zittern, so viel, und vor was ich will.

Urtheile nun, wie mir zu Muth ist! O wenn jenes Weib, das mich so grenzenlos elend gemacht hat, nur den mindesten Begriff von dem Jammer

hätte, den ihre zügellosen Leidenschaften über ein einst glückliches Haus gebracht haben, sie müßte vor den Folgen ihres Leichtsinns zurückschaudern, wenn sie nur noch einen Funken Gefühls hat!

Die Menschen, bey denen ich jetzt lebe, sind recht gut; aber sie stehen meinem Herzen zu ferne, als daß ich wahre Erleichterung in ihrem Umgange finden könnte. Tengenbach benimmt sich als ein großmüthiger Freund. Ich kann dir nicht beschreiben, was er während der Reise für mich und meine Kinder gethan, und wie er hier für uns sorgt. Aber auch *seine* Bemühungen als eines Geschäftskundigen, und hier begüterten Unterthans der Französischen Regierung fruchten nichts. Mathilde ist verständig, gut und sanft. Kann ich aber mit ihr über Fahrnau, über sein Unrecht, und meine Gefühle reden? O Gott! Diese Gefühle! Sie sind eben mein größtes Unglück! Wenn ich nur ganz gefaßt, ganz mit mir einig seyn könnte! Wenn nur die Erinnerung Alles dessen, was wir durch ihn leiden, mir stets lebhaft vorschwebte, und ich zwar als sein angetrautes Weib für ihn thäte, was ich vermag, er mir aber nicht mehr liebenswürdig erschiene, und seine Güte, sein Edelmuth, sein ritterliches Wesen ihn nicht vor den Augen der liebenden Seele in so holdem Lichte verklärten! Ach,

ich konnte ihm nicht zürnen, als er noch im Schooße des Glücks und unrechtmäßiger Liebe meiner vergessen hatte; wie soll ich es jetzt, wo er als ein Opfer der Rachsucht seiner Feinde leidet, und sein Unglück nicht bloß in meinen, sondern in aller besseren Menschen Augen sein Unrecht mehr als getilgt hat?

Schlafend und wachend steht Ludwig vor mir. Ich sehe ihn bald krank auf ein elendes Lager gestreckt, gefesselt, mit dem Tode ringend, seine Arme im Gefühl gänzlicher Verlassenheit nach mir und seinen Kindern ausstrecken, bald verwildert, entstellt, von feuchten dumpfen Mauern umschlossen, ein Bild der düsterſten Verzweiflung, mit der Wuth der Ohnmacht den Verlust seiner Freyheit, seiner Ehre, und alles dessen, was das Leben schön macht, in blühender Jugend und ungeschwächter Kraft fühlen, und seiner Thorheit und seinem Feinde fluchen.

Ich habe versucht, diese beyden Bilder zu entwerfen, aber ich habe es nicht vermocht. Mein Herz drohte zu zerspringen, als ich seine edlen Züge in der Entstellung der Krankheit oder Verzweiflung — O laß mich abbrechen! Die Erinnerung allein zerreißt mein Innerstes. Ich konnte vor Thränen und Erschütterung nicht sehen, den Stift nicht halten.

Tengenbach trat ein, als ich eben, Arm und Kopf über den Tiſch gebreitet, in Thränen ergoſſen da lag. Er ſah das Blatt, und errieth mehr, als er erkannte. Als ich mich aufrichtete, war es mir nicht lieb, die, wenn auch flüchtige, Zeichnung in ſeiner Hand zu ſehen; aber es war nichts mehr zu thun. So mag denn der treue, theilnehmende Freund die ganze Tiefe meines Schmerzens kennen! Mich dünkt, wir ſind einander ſeitdem weniger fremd. Er behandelt mich mit mehr Innigkeit, und es iſt, als wäre aus dem thätigen Freunde ein guter Bruder geworden. Vielleicht erleichtert dieß meine Stellung gegen ihn.

Ob du meinen Brief verſtehen wirſt, weiß ich nicht. Ich bin jetzt nicht immer im Stande ordentlich zu denken, vielweniger ordentlich zu ſchreiben. Aber deine Liebe ſieht mir nach, und ſo lebe wohl!

Zwey und dreyßigſter Brief.

Julius von Tengenbach an den Oberſten von Hankwitz.

Mailand den 26ſten Februar 1812.

Sie haben gewünſcht, lieber Oheim, in fortwährender Kenntniß des Schickſals der verehrten Frau zu bleiben, an welcher Sie ſeit längerer Zeit lebhaften Antheil nehmen. Meine Briefe aus Fallowetz werden Ihnen gezeigt haben, wie wenig glücklich wir dort in Betreibung unſerer Angelegenheiten geweſen ſind, und wie gefliſſentlich man jeden Schritt, den wir machten, zu vereiteln ſtrebte. Auch von dem Hofe in *** iſt nichts zu erwarten. Baron Lehmbach thut, was er vermag, und auch andere beſſere Menſchen nehmen ſich mit Wärme eines unſchuldig Unterdrückten an. Aber man ſcheuet ſich, wie es ſcheint, in das ungewiſſe Dunkel dieſes Verhältniſſes einzugreifen, weil man nicht weiß,

ob, und wo man vielleicht mit dem Französischen Hofe in unangenehme Berührung kommen könnte.

Gerade dieses Dunkel, und die widersprechenden Aussagen sind es, die mir die lebhafteste Sorge über Fahrnau's Schicksal einflößen. Es scheint viel weniger, daß er Strafbares begangen habe, als daß man ihn strafbar finden wolle. Wäre eine bestimmte Schuld über ihn zu bringen, so würde man ihn bestimmt anklagen, die Sache würde ihren Verlauf haben, man würde erfahren, bey welchem Tribunal sie verhandelt wird, und wo der Angeklagte sich befindet. Daß man das Alles nicht weiß, zeigt, daß man nichts wissen soll, und das bürgt nicht für die Güte der Sache.

Das Einzige, was ich durch viele Mühe seither mit Verläßlichkeit erfahren habe, ist, daß Fahrnau noch krank, und sehr erschöpft von **ach nach Mantua gebracht worden ist. Leonoren war diese Nachricht ein Donnerschlag. Sie zitterte für das Leben ihres Gemahls in jener sumpfigen Gegend, besonders bey dem gegenwärtigen Zustand seiner Gesundheit. Um sie einigermassen zu beruhigen, habe ich ihr vorgeschlagen, nach Mailand zu gehen, wo sie ihm näher, bey vorfallender Gelegenheit an der Hand, und vielleicht im Stande seyn wird, am hiesigen Hofe mehr für ihn zu bewirken, als

in **ach. Dieß ist die Ursache unserer Reise hierher. Wie lange ich hier bleiben werde, weiß ich nicht. Es wird von der Wendung, die Fahrnau's Angelegenheiten nehmen, und von Leonorens Wünschen abhängen. Übrigens sorgen Sie nicht, mein väterlicher Freund, daß ich mich, wie Sie in Ihrem letzten Briefe äußerten, in schlimme Händel verwickeln könnte. Ich werde nichts wagen, nichts auf's Spiel setzen, eben weil ich jetzt nicht bloß über mich und mein verlorenes Daseyn zu schalten habe, sondern mir auch durch eine wunderbare Verkettung der Umstände, die Sorge für eine unglückliche Familie anvertraut ist, als deren Stütze und Schützer ich mich ansehe. Als solcher darf ich nicht mehr auf mich allein Rücksicht nehmen, und es liegt etwas zu Erhebendes für mich in diesem Gedanken pflichtmäßiger Thätigkeit, als daß ich nicht gern jede andere wilde verworrene Lebensansicht dafür verlassen sollte.

Drey und dreyßigster Brief.

Die Gräfinn von O'born an ihre Schweſter.

——8 den 27ſten Februar 1812.

Ich danke Dir für die Aufmerkſamkeit, mit der Du mir die letzten Nachrichten von meiner Tochter, und einige Auszüge aus ihrem Briefe aus Florenz geſchickt haſt. Allerdings, liebe Schweſter, kann Niemand das Geſchehene ungeſchehen machen, und man kann oft vergeben, wenn man auch nicht vergeſſen kann. Ich kann aber weder das Eine noch das Andere. Ida hat mir getrotzt, ſie hat ſich förmlich gegen mich erklärt. Ich zürne ihr nicht, denn ich habe das Glück, meine Leidenſchaft bezähmen zu können; aber Freunde werden wir nie werden. Das ſage ihr, wenn Du willſt! Übrigens habe ich nichts mehr gegen ihre Heirath. Ihr Mann hat es ſeiner Mutter, die, wie ich beſtimmt weiß, auch ge-

gen die Verbindung war, nicht beſſer gemacht. Glaube nicht, daß ich ſo ſchwach ſeyn könnte, zu wähnen, die göttliche Vorſicht würde ſich nun ins Mittel legen, ſich unſerer kleinen Angelegenheiten annehmen und den Ungehorſam der Kinder durch eine unglückliche Ehe rächen! Dazu ſind meine Begriffe von dem Urheber aller Dinge viel zu groß; und ich meine, wie der Menſch iſt, ſo iſt auch ſein Gott oder vielmehr der Begriff, den er ſich von dem höchſten Weſen zu entwerfen im Stande iſt, ſteht mit ſeinen Gemüthskräften in genauem Verhältniß. Wir ſind die Schmiede unſers Glücks, und in dieſer Rückſicht kann ich Ida nicht tadeln. Sie hat ſich gut berathen. Lichtwerth iſt reich, angeſehen, und er verſchafft ihr ein angenehmes Leben. Mag ſie es genießen! Sie beträgt ſich mit Würde und Anſtand; das lobe ich. Sie macht Aufſehen in Italien, wie ſie es zu Hauſe that; das freut mich. Übrigens möge ſie ſich nicht bemühen, mir zu ſchreiben; denn ich werde ihr nicht antworten. Was Du thun willſt, ſteht Dir frey, und es wird mir angenehm ſeyn, durch Dich zuweilen von ihr zu hören. Indeſſen, liebe Schweſter, nimm mirs nicht übel, wenn unter allen Vorwürfen, die Dein aufgereiztes Gemüth Deiner Nichte zu machen findet, der ihrer Herzloſigkeit, wie Du

es nennest, mir am wunderlichsten vorkömmt! Ich weiß, was ihr weichen Menschen so nennt. Ich nenne es Besonnenheit, und darüber würde ich sie nicht tadeln. Aber diese Besonnenheit, wenn sie ganz echt, und nicht mit Trotz gemischt wäre, hätte sie sollen einsehen machen, daß sie ihrer Mutter, nicht als solcher allein, sondern als derjenigen, die umsichtiger und vernünftiger ist, unbedingten Gehorsam schuldig war. Leb recht wohl!

Vier und dreyßigster Brief.

Roſalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Florenz den 26ſten Februar 1812.

Dein Brief vom 19ten November traf mich nicht mehr in der Reſidenz. Erſt nach langem Irren erhielt ich ihn hier, und zwar in einer Epoche, in welcher auch eine Bothſchaft aus dem Paradieſe keinen Eingang in meine von tauſend Qualen und Beſorgniſſen zerriſſene Bruſt gefunden hätte. Lothar war bedeutend krank, ſein Leben ſtand durch mehr als acht Tage in der augenſcheinlichſten Gefahr, er war die meiſte Zeit außer ſich, ein heftiges entzündliches Fieber raubte ihm die Beſinnung und das Bewußtſeyn ſeiner Lage. Aber mir konnte ſie nicht entgehen. Ich ſah die bedenklichen Mienen der Ärzte, ich kannte zufällig die Kraft und Bedeutung einiger verzweifelter Mittel, die ange-

wendet wurden, und Du kannſt urtheilen, wie mir dabey zu Muthe war!

Unter dieſen Umſtänden konnte ich es nicht länger aushalten, ihn nur auf Stunden zu beſuchen, und wie eine Fremde am Kranken — ach vielleicht am Sterbebett des verläßlichſten Freundes zu ſtehen, den ich nicht nur hier im ganz fremden Lande, ſondern vielleicht auf der Welt habe. Ich richtete mich daher in ſeinem Hauſe ein, und wartete ſeiner mit der Treue einer Schweſter. Meine Hand reichte ihm jeden Trank, und ſo oft es meine tieferſchütterte Geſundheit erlaubte, wachte ich mit dem Arzt gemeinſchaftlich an ſeinem Bette. Hätte ich wohl die Sorge für ihn fremden kalten Händen vertrauen, und von ihnen eine Treue erwarten können, der zu unterziehen mir, ſeiner Freundinn, zu mühſam geweſen wäre?

Ich weiß, was Du dazu denken kannſt, und was die Welt von dieſem Schritte ſagen wird. Was die Welt ſagt, iſt mir gleichgültig. Wenn es darauf ankommt, mein Glück oder den Schein zu retten, ſo mag dieſer zu Grunde gehn. Welchen Erſatz würde mir wohl die Welt für meine hingeopferten Freuden, für das Leben meines Freundes, wenn Mangel an treuer Pflege ihn getödtet hätte, gebothen haben? Laß ſie reden, was ſie wollen!

Ich thue nichts Unrechtes. Das iſt mein demantener Schild gegen die Pfeile der Schmähſucht.

Dir aber, meine treue, beſorgte Freundinn! muß ich jetzt, wo die vorübergegangene Gefahr in meinem Kopfe wieder Raum zu andern Vorſtellungen, und in meinem Herzen zu andern Gefühlen, als denen des Schmerzens und der Angſt, übrig läßt, auf Deinen letzten, kurzen, aber inhaltsſchweren Brief ausführlich antworten.

Ich habe darin wieder Deine treue Sorge und Liebe für mich erkannt, und ich danke Dir ſo innig und tiefgerührt dafür, als könnte und ſollte ich von Deiner Warnung Gebrauch machen. Aber zürne nicht, wenn ich offen ſpreche! Ich habe ihn lächelnd hingelegt, und denke ihn in meinem Leben nicht mehr zu leſen.

Glaubſt Du denn, meine theure Freundinn, daß ich entweder ſo ganz kopflos in eine liſtig geſtellte Schlinge gegangen, oder einer Aufwallung meines oft getäuſchten Gefühls jetzt wieder ſo blind, wie wohl ſonſt öfters, gefolgt ſey? Nichts von dem Allen hat jetzt Statt. Keine reizende Geſtalt hat durch verblendete Augen das überraſchte Gefühl, keine leidenſchaftliche Annäherung die unbefangene Beobachtung verwirrt, keine unglücklichen Verhältniſſe haben durch trennende Gewalten das geächte-

te Feuer einer hoffnungslosen Liebe zu heller Lohe entflammt. Ruhig und klar ist mir der Freund zuerst in unbedeutenden geselligen Beziehungen erschienen; er hat dann, indem er beruhigend auf den inneren Zwiespalt meiner Verbindung mit Ludwig einwirkte, mir eine Ahnung von dem gegeben, was ich zu fordern hatte, und nie erhalten konnte; er hat durch die helle Erkenntniß alles dessen, was seiner Freunde jedesmahlige Lage fordert, Ordnung und Klarheit in mir hergestellt, und durch die feste Zuversicht, mit der ich ihm vertrauen darf, das Gefühl unzerstörbarer Ruhe in mir gegründet; er hat mich endlich vor Ludwigs verheerender Eifersucht, und vor meiner eignen Schwäche gerettet. Und diesem Freund sollte ich nicht trauen?

Ich bin froh, daß ein Zufall Deinen Brief so lange aufhielt, bis er meine, durch Wochen und Monathe bewährte, Überzeugung von dem Edelmuth, und der uneigennützigen Zuneigung meines Freundes nicht mehr verwirren konnte. Seit mehr als vier Monathen folge ich seinen Ansichten und Rathschlägen, und so lange ist es auch, daß ich, zum ersten Mahl in meinem vielfach erschütterten Leben, der wahren Ruhe, das ist, der Einheit mit mir selbst genieße.

Glaube indeß nicht, liebe Bertha, daß eine zu große Vorliebe mich verblendet, Lothars Fehler nicht eben so deutlich zu erkennen, als seine Vorzüge! Ja, er hat Fehler, große, hervorstechende, wie es bey einem großen Geiste nicht anders möglich ist, und ich fühle sie auch. Er empfindet es tief und unmuthig, wenn irgend eine lebhaftere Erinnerung mich um Fahrnau's Schicksal besorgt macht. Das möchte er auch immerhin; denn könnte es mir wohl gleichgültig seyn, wenn eine sich immer gleich bleibende Ruhe mir kündete, mein warmer Antheil an einem Andern sey nicht kränkend für ihn? Kann ich zürnen, wenn die besorgte Freundschaft nach Allem, was sie für mich gethan, sich ein Recht auf mich erworben zu haben meint, und mit Unmuth sieht, daß ich mich über die Ungewißheit ängstige, in die mich das lange Stillschweigen des früher Geliebten setzt? Aber daß Lothar mir diesen Unmuth auf eine etwas rauhe Art zeigt, das ist sein Unrecht.

Auch sonst noch erscheint sein starres unbeugsames Wesen öfter, als mir lieb ist. Seine Geschäfte verstimmen ihn, er bringt die üble Laune mit sich zu mir, und mein Bestreben, sie zu zerstreuen, und meine freundlichen Erkundigungen werden oft

mit unbilliger Gleichgültigkeit aufgenommen, oft unmuthig ganz verworfen.

Noch weniger angenehm kann es mir seyn, daß er meine Empfindlichkeit über sein Betragen, wenn ich sie durch Schweigen und Kälte äußere, übersieht, oder ihr gar einen größeren Trotz entgegensetzt. Es käme wohl darauf an, wer das Trotzen länger aushalten könnte. Ich habe es einmahl in Pisa versucht. Der Streit war um eine Kleinigkeit, aber sie hatte Bezug auf Fahrnau. Vier Tage währte die Spannung. Ich fühlte endlich das Aufreibende derselben, meine Kraft erlag, und ich fing an, mich ihm mit freundlicher Unbefangenheit zu nähern, ohne der Ursache des Streits zu erwähnen. Das nahm sein Stolz nicht an. Ich sollte mein Unrecht einsehen, und es bekennen. Eine lange Erörterung erhub sich. Er kämpfte mit doppelten Waffen, seiner überlegenen Gründe, und meines erschöpften Gefühls gegen mich. Ich mußte mich endlich, halb überzeugt, halb ermattet, ergeben, und er ließ mir Verzeihung angedeihen. So kann ich wohl sagen, er ging als vollständiger Sieger aus einem Streit, in dem ich nie ganz Unrecht gehabt zu haben mir dennoch bewußt war. Aber was ist zu thun? Trotz und Spannung hält

mein Herz nicht aus. Zwischen mir und meinem Freunde muß Alles klar, offen, liebevoll seyn.

Aus diesen Bemerkungen kannst Du wahrnehmen, daß mich keine Leidenschaft blendet, und daß ich Lothars Fehler wohl kenne.

Aber es war auch ein schönes Leben nach jener Scene. Er war so mild, so weich, möchte ich sagen, als ich ihn nie gesehen. Es war, als wollte sein zartes Gefühl einen Verband auf die Wunde legen, die sein Verstand, von der strengen Nothwendigkeit vollkommen eingesehener Gründe gezwungen, dem Herzen der schwächern Freundinn schlagen mußte. Wenn aber ein so starkes, festes Gemüth in schöner Weichheit schmilzt, wenn ein so überlegener Geist sich liebend um uns beschäftigt, ein solcher Muth uns beschirmend hält und trägt — welches Weib würde sich in einer solchen Verbindung nicht höchst selig finden?

Darum, meine Bertha, sorge nichts! Vor Allem aber bitte ich Dich, quäle mein Herz nicht mit Deiner ungerechten Meinung von meinem Freunde! Ich mag die schrecklichen Ausdrücke mir nicht wiederhohlen, die Du Dir über ihn und meine Freundschaft für ihn erlaubst. Sie haben mich tief gekränkt. Bedenke, daß man in jeder Streitsache beyde Partheyen hören müsse, und daß Du

allem Anschein nach nur ein Paar schwache oder unglückliche Thörinnen gehört hast, die mißverstandene Schmeicheleyen für Liebe, oder Lothars oft muthwillige Spötterlaune für Ernst genommen haben. Kann er dafür? Ist es seine Schuld, wenn vielleicht Mütter und Tanten Jagd auf seine Hand machten, ohne sein Herz zu befragen? Ich habe zu sehr mit der Welt gelebt, um mit solchen Planen und Verirrungen nicht bekannt geworden zu seyn, obwohl ich, dem Himmel sey Dank! nicht nöthig hatte, sie für mich anzuwenden. Die Männer sind im Ganzen ein treuloses, schwaches Geschlecht; aber an Allem, was man ihnen aufbürdet, sind sie doch nicht Schuld.

Und Du selbst! Hast Du Lothar nicht aus eigener Erfahrung anders gefunden? Rühme Dich immer Deiner Weisheit! Er würde, wenn er ein so eingefleischter Bösewicht wäre, seine Natur gegen Dich allein nicht verläugnet haben. So widerlegen Dich denn Deine eigenen Worte.

Also noch einmahl, theure Liebe! Nimm meinen Dank für Deine Sorgfalt, aber auch die Bitte, mir nicht wieder mit solchen Schmähungen meines Freundes wehe zu thun!

Fünf und dreyßigster Brief.

Gräfinn Ida von Lichtwerth an ihren Bruder Friedrich.

Florenz den 10ten März 1812.

Es ist seltsam und wirklich inconsequent, wie alle meine Verwandte, Dich allein ausgenommen, mich behandeln. Auf meinen letzten Brief an Tante Wingheim meldet sie mir kalt und einsylbig, daß ich der Mutter nie wieder schreiben soll, weil sie, obwohl sie mir eben nicht zürne, doch meine Briefe nicht lesen würde. Ihr selbst, der Tante, möchte ich von Zeit zu Zeit melden, wie es mir ginge; von allen übrigen Nebensachen aber, die mein Brief enthielt, über dessen Lauheit und Herzlosigkeit, wie die Tante es nennt, sie ganz entsetzlich aufgebracht ist, verlange sie gar nichts zu wissen, und ich möchte sie damit verschonen.

Was heißt nun das Alles? Ich kann unter die-

sen Umständen, nach dem, was ich schon gethan, vor der Hand nichts mehr versuchen, und muß es lediglich der Zeit überlassen, mir die Herzen meiner Verwandten zu gewinnen, und mit einem Schritt auszusöhnen, den sie selbst im Grunde nicht tadeln können, und den zu verwerfen, sie sich bloß aus vorgefaßten Meinungen eigends vorgenommen haben. Man ist aber, wie ich leider erfahre, nie erpichter, seine Meinung zu behaupten, als wenn man keine oder nur solche Gründe dafür hat, die man sich kaum selbst zu gestehen wagt. In dem Falle ist vor andern unsere gute Mutter. Ich muß es dulden, und erwarten, bis ihr richtiger Verstand, wenn erst jene ersten Aufwallungen des Unwillens, von denen sie zwar nichts wissen will, vorüber seyn werden, sie selbst dahin führt, einzusehen, ob denn irgend eine Pflicht auf der Welt von mir das Opfer meiner innigsten Überzeugung fordern, und mich hätte zwingen können, eine reiche Versorgung und Aussicht für ein ganzes glückliches Leben aufzugeben, bloß — weil meine Mutter, ehe ich geboren worden, Ursache hatte, der Mutter meines jetzigen Gemahls abhold zu seyn? Die Unbilligkeit dieser Forderung springt zu sehr in die Augen, und Du bist viel zu gut mit mir einver-

ſtanden geweſen, als daß ich es bedürfte, mich länger dabey aufzuhalten.

Mein Leben fährt fort gleich angenehm zu ſeyn, und ich genieße mit Anſtand und Geſchmack alle Freuden, die meine Verhältniſſe mir darbiethen. Mein Haus iſt glänzend, man ſucht mich auf, und Lichtwerth iſt ganz glücklich dadurch. Zwar regt ſich manchmahl ein kleiner Anfall von Sparſamkeit bey ihm, und er rechnet auch wohl nach, was unſer Aufenthalt in Italien ſchon gekoſtet hat, und was er noch koſten wird, wenn wir, wie es mein Vorſatz iſt, die heilige Woche in Rom zubringen, dann einen Ausflug nach Neapel machen, und endlich über Bologna und Mailand nach Hauſe kehren wollen. Doch weicht ſeine Ängſtlichkeit bald meinen Gründen, und ich überzeuge ihn leicht, wie wir im nächſten Sommer durch mancherley Einſchränkungen Alles wieder hereinbringen wollen.

Von meinen Unterhaltungen weiß ich Dir eben nichts Neues zu ſchreiben. Es geht Alles ſeinen gewohnten, angenehmen Gang fort. Es ſind viele Deutſche hier, mit denen wir hübſch zuſammenhalten, und uns eine Art Vaterland dießſeits der Alpen zaubern, indem wir ſo viel möglich auf Deutſchem Fuſſe leben, da der Italieniſche Haushalt jeder ordentlichen Deutſchen Hausfrau widerſteht.

Die berühmte Rosalie, welche in Gesellschaft eines gewissen Lothar sich jetzt hier aufhält, hat vor einiger Zeit in den hiesigen Cirkeln viel Stoff zu reden gegeben; aber man zieht sich nun nach und nach von ihr zurück, seitdem sie den Wohlstand ganz außer Augen setzte, und, während ihr Cicisbeo gefährlich krank lag, sich in seinem Hotel etablirte, ihn ohne alle Zurückhaltung wie einen angetrauten Mann pflegte, die Nächte an seinem Bett zubrachte u. s. w. Nach einem solchen Benehmen kann eine Frau von Ansehen unmöglich mehr mit ihr umgehen, und nur Männer, Theaterpersonen, Künstler, oder Weiber von eben so verlornem Rufe, wie sie, besuchen ihr Haus. Es ist doch schamlos, wie sich diese Person beträgt, die erst Fahrnau seinem Weib untreu machte, und nun sich wieder mit einem Abentheurer vor aller Welt zur Schau stellt.

Indessen scheint es nicht, als ob Lothar diese heißen Flammen in eben dem Maße theile. Er ist überhaupt kein Mensch, der, wie Fahrnau, gesenkten Kopfes in die ziemlich sichtbaren Schlingen gehen wird. Er behält den seinen hübsch oben, und übersieht, wie ich meine, sein Verhältniß zu ihr, ihre Schwächen und Eitelkeiten, und den Nutzen, den er daraus ziehen kann, vortrefflich. Jetzt läßt

er sich von ihr bedienen, pflegen, wie ein recht griesgramiger Eheherr, und das einst so stolze Wesen leistet ihm Alles mit der größten Geduld, und ist glücklich, wenn er nicht schilt, und ihr seine Zufriedenheit durch ein nachsichtiges Lächeln zu erkennen gibt.

Für mich liegt eine eigene Unterhaltung in dem Umgange mit ihm. Es ist eine Art von geheimen Kampf unseres gegenseitigen Stolzes zwischen uns und ein offener unseres Witzes. Wir sind in beständigem Streit. Ich achte wohl seinen Verstand; aber seine Ansichten sind nicht bloß seltsam, sie sind angenommen und unnatürlich. Doch will er sie als Originalitäten geltend machen. Ich durchschaue diese geheimen Künste, und es belustigt mich, ihn bald hier bald dort aus einem Versteck seiner Eitelkeit hervorzutreiben. Er fühlt dieß Bestreben, und bemüht sich durch ein eben so künstliches als witziges Gebäude von Sophismen meine Beurtheilungskraft zu überwältigen, und mich zur Anerkennung seines Rechts zu zwingen.

So liegen wir in beständiger offener Fehde, zanken uns immer, und suchen uns doch gegenseitig auf; denn es bleibt sicher, daß er in geistiger und politischer Hinsicht einer der bedeutendsten Menschen am hiesigen Hofe ist.

Er wurde bisher im diplomatischen Fache und zu geheimen Sendungen gebraucht. Jetzt trägt man sich mit der Neuigkeit, daß er Kriegsdienste nehmen wolle, um sich auch hierin zu versuchen. Ein seltsamer Einfall, und abermahl nichts als eine Wirkung seiner Eitelkeit, die der Welt zeigen will, daß ihm keine Äußerung menschlicher Thätigkeit fremd oder zu schwer sey! Leb wohl!

Sechs und dreyßigſter Brief.

Roſalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Mailand den 15ten März 1812.

Wir haben unſern Aufenthalt verändert, weil Lothars Geſchäfte ſeine Anweſenheit jetzt in Mailand fordern, und ich eile es Dir zu wiſſen zu machen. Es ſcheint, daß nun wieder am politiſchen Himmel Manches vorgeht, wodurch Jene, welchen vergönnt iſt, in das innere Triebwerk der kreiſenden Sphären zu ſchauen, allerley, bald hoffnungsreiches bald zu mißbilligendes, vorausſehen, und nach dieſer Verſchiedenheit davon angenehm oder widrig aufgeregt werden.

Lothar ſcheint in die zweyte Stimmung verſetzt zu ſeyn. Oder iſt es die Folge ſeiner kaum überſtandenen Krankheit, was ihn Alles in einem trüberen Lichte als ſonſt ſehen macht? O liebe Bertha! Dieſe Krankheit war ein großer Prüfſtein ſei-

ner Laune und meiner treuen Geduld. Doch kann ich sagen, daß diese sich besser daran bewährt hat, als jene. Er hatte oft ganz entsetzliche Wunderlichkeiten, von denen man sich keinen Begriff macht, wenn man nicht um ihn gelebt hat, wie ich. Aber wenn irgend ein Mensch ein Recht hat, sie sich zu erlauben, so ist er es, denn er macht sie mit tausend Vorzügen wett.

So habe ich auf der Reise von Florenz hierher unsäglich gelitten, aber auch unsäglich viel Schönes genossen. Lothar war sehr verstimmt theils durch das Gefühl der zurückgebliebenen Schwäche, theils auch durch die nachtheilige Einwirkung des rauheren Wetters, welches uns, nach täuschend schönen Tagen, gerade auf dem Wege überfiel. Es war so schwer, diesen gewaltigen Geist, der überall keine Schranken, keine Hemmung seiner Kraft dulden mag, über die Abhängigkeit von Äußerlichkeiten, in welche sein leidender Zustand ihn versetzte, freundlich zu begütigen. Ach Bertha! Wenn er manchmahl so ganz und gar übellaunig war, wenn alle meine Aufmerksamkeit, Alles, was ich um seinetwillen that und litt, ihm keine zufriedene Miene ablocken konnte; dann fiel mir wohl zuweilen Dein Brief ein. Ich verglich diese ungefällige Rauhheit mit jener dankbaren Seligkeit, die früher in ähnlichen

Beziehungen meine zärtliche Sorgfalt über andere Herzen verbreitet hatte, und ich ward unmuthig, und leistete, was ich zu thun übernommen hatte, wie der Miethling den bedungenen Dienst, pünctlich, aber schweigend und finster.

Er empfand das bald, und sein reizbares Gefühl, durch die Folgen der Krankheit noch erhöht, ward davon aufs heftigste angegriffen. Er versank in Düsterheit. Er tadelte zwar nichts mehr, aber er sprach auch nichts mehr, rührte beynahe keine Speise an, und saß stundenlang in finstern Gedanken stumm an meiner Seite. Dieser Zustand peinigte mich unaussprechlich. Ach Liebe! Wenn wir doch nur nicht so kleinherzig wären, um ein einmahl angenommenes, von einseitigen Erfahrungen abgezogenes Maß von Geist und Gefühl an jede uns vorkommende Erscheinung legen, und diese gewaltsam, wie ein moralischer Prokrustes, hineinzwängen zu wollen! Es gibt Wesen, die, frey und groß wie die Kräfte der Natur, jede gewöhnliche Form des Lebens verachtend, auch über die gewöhnliche Form der Geister erhaben sind. Sie hören nicht auf, als Menschen zu fühlen, und zu leiden, aber es sind Menschen höherer Art. Das hatte ich nicht bedacht. Unsicher und ungeschickt griff ich an diesem wunderbaren Herzen hin und her,

es nach gewohntem Maß beurtheilend, und fand mich in jeder Erwartung, jeder Berechnung getäuscht.

Ermüdet von dem aufreibenden Spiel, gab ich es zuletzt auf, mich mit meiner Persönlichkeit neben ihm zu behaupten, und meine Ansichten geltend machen zu wollen. Jetzt hatte ich das Wort des Räthsels gefunden. Als ich nach dem letzten so erschöpfenden Tage, wo ich endlich die Spannung nicht mehr aushalten konnte, mich an seine Brust warf, und ihn bath, mir zu sagen, was er denn wünsche, und wie ich denn seyn sollte, um seinen Beyfall zu erhalten, da — o Bertha, dieser Moment wird meiner Seele ewig gegenwärtig bleiben! da klärten sich seine düstern tiefen Züge auf, da brach ein Strahl der Freude, wie die Sonne nach langen Regentagen, aus seinen geistreichen Augen, und ein weiches Lächeln schwebte um die Lippen, die sich zu holdseligen Klängen öffneten!

Er drückte mich an sein Herz. Er, er bath mich um Verzeihung. Bertha! Ich glaubte in Seligkeit zu vergehen. Ich hätte vor ihm mich beugen können, wie vor einer versühnten Gottheit. Er mochte es ahnen, denn er zog mich fester in seine Arme; aber ich faßte seine Hand und drückte sie weinend an meinen Mund.

Seitdem hat keine Wolke den reinen Himmel

meines ſtillen Glückes getrübt. Lothar iſt mir Alles, Freund, Bruder, Vater. Wir haben in der letzten Zeit in Florenz gemeinſchaftlich gelebt, und Lothar hat mir angebothen, auch in Mailand ſein ſehr ſchönes Hotel zu beziehen. Dieſes Zuſammenleben überhebt mich mancher Sorge, und manches mühvollen Geſchäftes. Er iſt ſo klar, ſo gewandt in Allem. Mit ſcharfem Blicke entdeckte er in den erſten Tagen unſers gemeinſamen Haushalts die großen Fehler, die meine Unkunde in Geld- und Wirthſchaftsangelegenheiten hatte einſchleichen, und überhand nehmen laſſen. Er bewies mir die Untreuheiten, die Vernachläßigungen meiner Leute, er übernahm auf meine Bitte die oberſte Leitung des ganzen Hauſes und meines Vermögens dazu, und ich fühlte bald den wohlthätigen Einfluß der ſicheren ſtarken Hand, die nun die Zügel hält.

Übrigens iſt unſer Leben ſehr angenehm. Auch hier wie in Florenz umgibt uns ein gewählter Cirkel gebildeter geiſtreicher Menſchen, alle bedeutenden Künſtler beſuchen unſer Haus, ich genieße in ihrer, und in Lothars unterrichtender Geſellſchaft noch einmahl ſo tief und innig die Kunſtſchätze, die ſich uns hier überall anbiethen, und verzichte gern auf den Umgang jener hochgebornen und ſtrengen

Damen, die sich über ihre Langweiligkeit mit Beobachtung conventioneller Formen trösten.

Eine alte Bekannte habe ich in Florenz gefunden, das ehemahlige Fräulein O'born, als Gemahlinn eines reichen, aber unbedeutenden Grafen Lichtwerth. Sie scheint mich zu vermeiden, und weiß sich sehr viel damit, daß sie dort am Hofe erscheinen darf. Es sollte mir wohl nicht schwer werden, dieß in Mailand wie in ** durchzusetzen, wenn ich hier wie dort den Beweggrund hätte, einem geliebten Gegenstande näher zu kommen. Aber Lothar wünscht es nicht, und mein Sinn stand nie nach den Herrlichkeiten des Stolzes. So bleibe ich in meiner vergnügten Stille. Leb wohl!

Sieben und dreyßigster Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Mailand den 3ten April 1812.

Ich stehe im Begriff, von hier ab und nach Hause zu reisen. Alles, was ich durch meine Hierherkunft, und durch so viele peinliche Schritte und Versuche zu bewirken gehofft, ist fruchtlos geblieben, und eine entsetzliche Nachricht, die mich aus einem Mund, und an einem Orte traf, wo sie mir am allerschmerzlichsten seyn mußte, würde mich in das tiefste Elend stürzen, wenn nicht selbst die Art, wie ich sie erhielt, mir ein gerechtes Mißtrauen dagegen eingeflößt hätte.

Was habe ich seit vier Wochen, als ich hier in Mailand bin, gelitten! Wozu habe ich mich entschlossen! — Ich habe das Ärgste, das Demüthigendste unternommen. Alles habe ich über mich er-

gehen lassen, um meiner Pflicht und meinem Herzen Genüge zu thun, und alles vergebens! Auf Tengenbachs Anrathen, und von ihm begleitet, kam ich hierher. Ich nahm Audienz beym Minister. Tengenbachs Einfluß und Ansehen verschafften mir zwar ein gütiges Gehör, aber für meine Sache gewann ich nichts. Fahrnau's Vergehen soll groß, seine Äußerungen an öffentlichen Orten sehr kühn, und sein Betragen, selbst in seiner Haft, von der Art seyn, daß man entweder, wenn man ihn frey ließe, das Ärgste befürchten, oder ihn für wahnsinnig halten müsse. Meine Bitte, mit den Kindern zu ihm gelassen zu werden, bey ihm bleiben, und ihn, wenn er wirklich an Körper oder Gemüth krank wäre, pflegen zu dürfen, wurde mir zwar mit schonender, ja wirklich theilnehmender Art, aber mit unerbittlicher Strenge verweigert.

Ich kehrte tief betrübt nach Hause. Meine Kinder kamen mir mit ängstlicher Erwartung entgegen. Ach Gott! Was hatte ich ihnen zu sagen! In dieser verzweifelten Lage, in den Umarmungen meiner Kinder und unter ihren Thränen um den geliebten Vater, durchblitzte mich plötzlich, wie ein Lichtstrahl, der Gedanke, für ihn auch das Entsetzlichste zu unternehmen, und mit dem zu sprechen, der vielleicht der Urheber, wo nicht gar der Leiter

und Beförderer seines schrecklichen Schicksals ist. Ich wollte nach Florenz, wo sich Lothar seit einiger Zeit mit jener Person aufgehalten hatte.

Ich sagte Tengenbach meinen Entschluß. Als ich den Nahmen Sarewsky aussprach, sah ich eine schnelle Bewegung über sein Gesicht zucken; es war mir sogar, als erblaßte er, und bedürfe einiger Secunden Fassung, um mir zu antworten. Er billigte meinen Vorsatz nicht, und hatte tausend Einwendungen dagegen. Die wichtigsten flossen aus der Kenntniß von Lothars Character. Aber während seiner Reden hatte mein Geist jenen Entschluß, und die Hoffnung eines möglichen Gelingens mit einer noch größeren Heftigkeit umfaßt. Tengenbachs Einwürfe schreckten mich nicht ab, und er wich zuletzt der aufgeregten Lebhaftigkeit meines Verlangens, und versprach mir die nöthigen Veranstaltungen zu treffen.

Am folgenden Morgen trat er in mein Zimmer. Es lag etwas Verstörtes in seinen Mienen. Er sagte mir, daß der Zufall mein Vorhaben begünstige, und Lothar schon seit zehn Tagen in Mailand sey, weil er Geschäfte am hiesigen Hofe habe. Er wohnt nicht allein, setzte er hinzu, indem sein Blick sich noch mehr verfinsterte: Sie laufen die Gefahr ei-

nes sehr unangenehmen Zusammentreffens, wenn Sie ihn in seinem Hause sprechen wollen.

Glauben Sie, daß er sich wohl entschließen würde, mich zu besuchen, wenn ich ihn bitten ließe?

Wie können Sie denken, gnädige Frau, daß der Mann, der seinen Feind — durch welche Mittel? weiß Gott — so tief ins Unglück zu stürzen gewußt hat, die Frau desselben, die um Abwendung jenes Unheils bittet, besuchen und gern anhören wird? Wollten Sie sich wohl Demüthigungen aussetzen?

Ich stand stumm: So werde ich zu ihm gehen — und damit er sich nicht vor mir verläugne, mich nicht unter meinem Nahmen melden lassen.

Sie sind sehr fest entschlossen! erwiederte Tengenbach, und der Ausdruck seiner Blicke zeigte mir seine Mißbilligung: Und wenn Sie ihn nicht allein fänden? Wenn —

Ich verstehe Sie. Es wäre mir entsetzlich; aber ich glaube, daß ich mit Gottes Beystand auch das überwinden, und vor ihr zu sprechen die Kraft haben würde.

Leonore! rief er auf einmahl heftig, indem sein Blick sich erst gen Himmel, und dann mit einem unbeschreiblichen Ausdruck auf mich richtete: Wie

war es möglich, ein ſolches Herz zu brechen! Er wandte ſich und verließ das Zimmer.

Ich glaubte nun, da ich Tengenbachs Einwürfe entkräftet hatte, Alles gewonnen zu haben, kleidete mich an und fuhr, nicht ohne innere Beklemmung und ohne die heftigſten Widerſprüche meines Herzens, die nur die Hoffnung, hier oder nirgends ſonſt etwas für meinen heißen Wunſch zu bewirken, übertäubte, vor Lothars Hotel.

Man wies mich in einen mit koſtbaren Gemählden verzierten Marmorſaal. Alles athmete hier Pracht, Überfluß, ja Übermuth. So wohnte Lothar! Und was war in dieſen Momenten der Aufenthalt desjenigen, den er um Alles, was dem Menſchen theuer iſt, gebracht hatte!

Auf einmahl ging eine gegenüberſtehende Thüre auf, und ich ſtand vor derjenigen, der ich unter allen Weſen auf Erden am wenigſten zu begegnen wünſchte.

Auch ſie erſchrack über meinen Anblick. Eine glühende Röthe wich dem Ausdruck der heftigſten Beſtürzung. Keine von uns vermochte zu ſprechen, ich aber zitterte, daß ich mich nach einem Stuhl umſah. Sie trat ſchnell zu mir. Ich wies ſie höflich ab, und ließ mich nieder. Sie wandte ſich um. Ein

Gefühl von Bitterkeit und Scham mochte ſie erſchüttern.

Ich hatte mich mühſam geſammelt, ſtand auf, und ſagte ihr, daß ich mit Lothar zu ſprechen wünſchte.

Mit Lothar? wiederhohlte ſie ſichtlich verwundert: Er iſt beſchäftigt, aber ich werde ſo gleich —

„Ich danke Ihnen. Ich bin ſchon gemeldet.“

Sie blieb ſtehen. Verwunderung, Verlegenheit, Neugierde mahlten ſich in ihren Zügen. Was hatte ich zu fürchten, was zu verbergen, da ihr meine Gegenwart Alles ſagen mußte!

„Ich komme, um über das Schickſal meines Mannes —“

Fahrnau? fuhr ſie auf, und ihre Züge belebten ſich: Was iſt mit ihm? Was wollen Sie?

„Ich wünſche vor der Hand gar nichts, als die Erlaubniß, zu ihm zu gehen, und ſein Gefängniß theilen zu dürfen.

Sein Gefängniß, ſagen Sie? Sie wurde todtblaß, und lehnte ſich an eine Säule: So iſt es wahr?

Sie ſollten nicht wiſſen? antwortete ich, indem mich ein unausſprechlich bitteres Gefühl übermannte; denn ich hielt Alles für Heucheley.

So wahr ich lebe, nein — antwortete ſie feſt, in-

dem ſie ſich aufrichtete: Sie ſind die Erſte, die mir Gewißheit über eine entſetzliche Vermuthung gibt! Sie — und eben Sie! O gerechter Gott!

Ich wußte nicht, was ich ihr antworten ſollte. In dem Moment öffnete Lothar die Thüre und fuhr zurück, da er mich erkannte. Aber Roſalie ſprang auf ihn zu: „Es iſt dennoch wahr! Und Sie haben es mir geläugnet! Fahrnau iſt gefangen! O um Gotteswillen! Thun Sie, was Sie können, um ihn zu befreyen!

Er ſchwieg einen Augenblick. Meine Damen! ſagte er, und lächelte beynahe: Es iſt das ſeltſamſte Zuſammentreffen in der Welt, das uns drey hier vereinigt. — Was haben Sie mir zu befehlen? indem er ſich an mich wandte.

Mir rieſelte bey dieſer Anrede ein Schauer durch die Glieder, und eine eiſige Hand griff an mein überſtrömendes Herz. Was war von dem Mann zu hoffen, der ſo zu antworten im Stande war?

Ich komme, ſagte ich, und jedes Wort ſchwoll mir in der Kehle, um über das Schickſal meines Mannes, oder vor der Hand nur über die Erlaubniß, ſeinen Kerker zu theilen, mit Ihnen zu ſprechen.

Mit mir, gnädige Frau? — Wer Sie in dieſer

Angelegenheit zu mir gewieſen hat, hat Sie ſehr unrecht berichtet. Mir iſt dieſe Sache völlig fremd. Der Miniſter von —

„Ich war beym Miniſter. Ich war bey Allen, die in dieſer Angelegenheit ämtlich zu thun haben. Aber Sie ſind es geweſen, in deſſen Gegenwart, und um deſſentwillen eigentlich im Kaffehhauſe zu **ach der unglückſelige Streit begann. Es wäre möglich, daß Ihr Zeugniß, Ihre Fürſprache — O, wenn Sie wollten — “

Er ſah mich ſcharf und eiskalt an, und ließ mich reden, ohne zu antworten. Dieſes Benehmen verwirrte mich, meine Faſſung verlor ſich, und, in unaufhaltſame Thränen ausbrechend, rief ich, meiner nicht mehr mächtig: O erbarmen Sie ſich eines unglücklichen Weibes und verlaſſener Kinder!

O Gott — Gott! Was habe ich gethan! rief jetzt Roſalie, ſtürzte auf mich zu, und umſchlang mich: Können Sie mir vergeben? — Nein! Nein! Sie können nicht.

Sie ließ mich los, und flog zu Lothar: Aber Sie, Sie können mich in den Augen dieſer Unglücklichen entſühnen! O verwenden Sie ſich für Fahrnau's Freyheit! Thun Sie, was in Ihrer Macht ſteht! Diſponiren Sie über mein Vermögen, über das, was ich thun ſoll! Schreiben Sie

die Schritte vor, die ich machen soll! Ich will Alles, Alles thun, um einem edlen Mann seine Freyheit, und dieser unglücklichen Frau ihren Gemahl wieder zu geben.

Sie hatte bey diesen Worten eine seiner Hände dringend in die ihrigen gefaßt, und helle Thränen, die aus ihren Augen rollten, ihr Zittern, ihre angstvolle Bläße ließen mich glauben, daß dieß keine Maske, und sie wirklich bis jetzt über das Schicksal desjenigen unwissend geblieben sey, von dessen Unglück sie eigentlich die erste Ursache war.

Aber Lothar ergriff ihre flehend gefalteten Hände, löste sie sanft auseinander, sah sie und mich lange und seltsam an, und sagte dann: Wahrhaftig, meine Damen! Ich komme heut zu einer Ehre, auf die ich nicht vorbereitet war. Ich soll als Retter, als Schirmer in einer Sache auftreten, die meinem Wirkungskreise so fremd, wie meinem Einfluß völlig unzugänglich ist. Ich kann nichts, durchaus nichts für Herrn von Fahrnau thun. Es ist mir leid, wahrlich sehr leid; denn es raubt mir die Möglichkeit, zwey Frauen, die ich mit voller Seele verehre, meine Achtung dadurch zu beweisen.

Ich erstarrte. Diese eisige Ruhe und der bestimmte Ton zernichteten jede meiner Hoffnungen;

Rosalie aber fuhr fort, bittend und schmeichelnd in ihn zu dringen.

Da sah ich eine Wolke von Unmuth, die erste Regung irgend eines Gefühls, über seiner Stirn schweben. Er biß die Lippen zusammen, dann sagte er zu mir: Gnädige Frau! Ich sehe die heftige Bewegung, in der Sie sind, und weit entfernt, sie zu tadeln, kann ich sie an Ihnen nur verehren, und Sie innig bedauern. Dieser lebhafte Antheil, den ich an Ihrer Lage nehme, macht es mir zur Pflicht, wenigstens das zu thun, was ich vermag, und das ist, Sie, so weit ich selbst unterrichtet bin, über das Vergehen, und das wahrscheinliche Schicksal Ihres Herrn Gemahls zu belehren. Er erzählte mir nun eine sehr consequente, aber entsetzliche Geschichte, wie Fahrnau durch Leidenschaft, Mißverständnisse, und wahrscheinlich eine schon beginnende Krankheit außer sich, sich Reden und Handlungen erlaubt habe, die nun freylich, wenn Alles so war, wie er sagte, ihn zum Gegenstand der gerechtesten Furcht, und der strengsten Ahndung von Seiten jeder Regierung gemacht haben würden, in deren Gebieth sie vorgefallen wären. Alles, fuhr er fort, was man zu seiner Entschuldigung sagen konnte, und auch gern sagte — denn glauben Sie mir, gnädige Frau, Herr von Fahrnau's bekann-

ter Character, und der Platz, den er am Hofe von ** behauptete, haben ihm auch hier warme Freunde erweckt — war, daß er bereits in einer Art von hitzigem Fieber, und seiner Besinnung nicht völlig mächtig gewesen sey. Dieß hat nun seither auch von Tag zu Tag zugenommen, und ist, wie ich erfuhr, endlich in eine Art von bleibenden Zustand der Geisteszerrüttung übergegangen. Aber die Kräfte der Natur waren erschöpft, Mangel an Bewegung, eingeschlossene Luft, innere Aufreibungen mögen auch das ihrige beygetragen haben, kurz — fassen Sie sich, gnädige Frau, und denken Sie, daß vielleicht ein längeres Leben ihren Gemahl nur für längere Leiden aufgespart haben würde!

Er ist todt? schrie Rosalie mit zerreißenden Tönen. Was Lothar antwortete, weiß ich nicht. Ich hatte während seiner ganzen Rede mich nicht mehr auf den Füssen halten können. Unter den letzten Worten schwanden meine Sinne.

Als ich zu mir kam, fand ich mich noch auf dem Stuhl, auf dem ich gesessen hatte, und Rosalien zu meinen Füssen hingeworfen, das Gesicht in meinen Kleidern verbergend. Lothar war fort.

Ich konnte nicht sprechen. Mühsam erhob ich mich. Rosalie fuhr empor. Frau von Fahrnau! sagte sie todtenbleich und in sichtbarer Zerstörung ihres

ganzen Wesens: Ich weiß, was Sie von mir halten müssen. Ich bin weit entfernt, Ihnen zuzumuthen, daß Sie mir vergeben sollen. Aber erlauben Sie mir, Ihnen die körperliche Hülfe anzubiethen, die auch die fremdeste Person in Ihrem Zustande von mir annehmen würde! Erlauben Sie mir, Sie in Ihrem Wagen zu begleiten, bis ich Sie in Ihrer Wohnung der Sorgfalt der Ihrigen anvertraut habe! Schlagen Sie mir das nicht ab!

Sie kniete bey diesen Worten aufs Neue vor mir. Ich sah sie an. Ohne recht zu wissen, was ich that, streckte ich meine Hand aus. Sie ergriff sie hastig, sprang auf, und faßte mich leise am Arm, um mich zu führen. Ich ließ sie machen. Ich wußte kaum, wie mir geschah.

Plötzlich stand sie still, und, mit einer Art von Ängstlichkeit mich anblickend, sagte sie: Oder soll meine Kammerfrau meinen Platz einnehmen? O Gott! Mich hassen Sie wohl!

Diese Worte entwaffneten jeden Rest von Groll, den mein ohnedieß zerschlagenes Herz nicht halten konnte. Ich warf mich an ihre Brust: O du hast ihn geliebt, wie ich! — Sie ergoß sich in einen Strom von Thränen. Mir ward dieß Labsal nicht zu Theil.

Im Wagen, wo meine Sinne mich alle Augen-

blicke zu verlaſſen drohten, hielt ſie mir immerwährend ſtärkende Eſſenzen vor, und leitete mich endlich die Treppe hinauf in meine Wohnung.

Schon im Vorſaal trat mir Tengenbach entgegen, der gekommen war, um ſogleich den Erfolg meines Beſuches zu vernehmen. Roſalie ſtieß, als ſie ihn erblickte, einen lauten Schrey aus, ließ mich los, und floh, wie ein geſchrecktes Reh, die Treppe hinab.

Mein Anblick, und einige Worte unterrichteten Tengenbach von Allem, was ich gehört hatte. Auch er war tief erſchüttert, aber ſein richtiger Sinn, und wohl auch ſein ruhigeres Gemüth fanden bald Stoff zu Zweifeln und zu Vermuthungen. Er glaubt nicht an Fahrnau's Tod, und er hält die ganze Erzählung für eine Nothlüge, erdacht, um mich und Roſalien zu ſchrecken, ihr den Gegenſtand einer vielleicht noch glimmenden Liebe, mir jede Hoffnung zu entziehen, und ſomit alle Nachfragen und Verſuche niederzuſchlagen.

O Clara! Wie mein Herz dieſen ſchwachen Faden ergriff! Tengenbach hat ſeitdem ſeine Thätigkeit verdoppelt. Er wußte ſich mehrere Notizen zu verſchaffen, die es ihm zwar ſehr wahrſcheinlich machen, daß Fahrnau noch lebt, aber eben ſo wahrſcheinlich, daß unſere fortgeſetzten Bemühun-

gen für diesen Augenblick nicht bloß fruchtlos, sondern für sein Schicksal sogar nachtheilig wirken könnten. So ist seine Meinung, daß wir sie vor der Hand aufgeben, und einen günstigern Zeitpunct abwarten sollten.

Bey diesen Umständen ist es denn am gerathensten, nach Rosenstein umzukehren. Tengenbach will mich dahin begleiten, dann wieder hierherkommen und versuchen, was er ferner für meine Hoffnungen wirken kann. Gott lohne es dem treuen Freunde!

Du kannst fühlen, meine Schwester, was bey allen diesen Stürmen und Widersprüchen in mir vorgehen muß. Lebt Ludwig noch? In welchem Zustand? Ist er todt? Stirbt er vielleicht in diesem Augenblick? — Und ich bin von ihm getrennt! Mir ist der einzige, letzte Trost versagt, ihm beyzustehen, ihm Alles, Alles zu leisten, was die innigste Liebe — O wenn er nur lebt! Das ist jetzt das ausschließende Gebeth meiner geängsteten Seele!

Acht und dreyßigſter Brief.

Roſalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Mailand den 4ten Aprill 1812.

Bertha! Bertha! Was habe ich geſehen, was erfahren müſſen! Julius und Ludwig, Leonore und Lothar, Alles — Alles zu meinem Schrecken und Verderben verſchworen! Tengenbach iſt in Mailand, Fahrnau todt, Leonore in Verzweiflung — und ich, o barmherziger Gott! ich vielleicht die Schuld an ſeinem Tode!

Und in dieſer entſetzlichen Verwirrung, in dieſen furchtbaren Augenblicken flieht mich auch der, der allein mir Licht über die gräßlichen Räthſel geben könnte, und überläßt mich allen Qualen, die meine Bruſt zerreiſſen!

Könnte ich mich nur ſo weit faſſen, um Dir in Ordnung zu erzählen, wie Alles ſich begab! O

wenn ich das könnte, dann würde ich auch meinem Unglück ruhig ins furchtbare Antlitz schauen können!

Es war wirklich Fahrnau, der in **ach den Streit gehabt hatte, und deßhalb arretirt worden war. Er wurde krank, außer sich, und, mit Raserey und dem Tode kämpfend, nach Mantua gebracht. Dort — ach nein, ich kann es nicht glauben, ich will mich an dem schwachen Faden einer entgegengesetzten Möglichkeit halten — dort lebt er vielleicht noch. Aber in welchem Zustande, unter welchen Qualen? Ist er mir nachgefolgt, als ich ihn verließ? Was hat Tengenbach hierher geführt? Wie kommt er zu Leonoren? Haben sich diese Beyden, die von mir aufs schrecklichste verletzt wurden, zu meinem Untergang verschworen?

Doch nein! Tengenbach ist keines niedern Gedankens, keiner unedlen Rache fähig. — Und Sie? — O sie hat mir ja verziehen, weil ich Ludwig geliebt, wie sie! — Könnte sie mir auch noch zürnen, weil mir liebenswürdig erschien, was sie hingerissen? O was kann ein wahrhaft liebendes Herz nicht vergeben! Sie ist so gut! Sie litt so tief, und blieb sich so edel

gleich! Kein bitteres Wort entfloh dem Munde der Tiefverletzten!

Ach wie gern möchte ich zu ihr eilen! Ihre ſtille Ergebung würde mein ſtürmendes Herz beruhigen, ihre fromme Faſſung meine ſchwankenden Gedanken in ihren Geleiſen halten, und ihr heiliger Schmerz meine wilden Qualen ſtillen. Wir würden ihn zuſammen beweinen. — Aber wie der Cherub mit dem Flammenſchwert, ſteht Tengenbachs Geſtalt vor ihrer Schwelle, und der Schatten des Ermordeten droht am Eingang des Grabmahls, in das ich flüchten möchte! Bertha! Bertha! Wie unſäglich quälend iſt die Schuld!

Wie könnte ich Julius vor die Augen treten, ihm, der mir im Augenblick der höchſten Noth in aller ſeiner liebenswürdigen Milde und Großmuth wie ein rettender Engel erſchien, an den zuerſt heilige Bande der Dankbarkeit mich feſſelten, deſſen innige Zärtlichkeit ſpäter das erſte antwortende Gefühl dieſer Art in meinem Buſen weckte, der einer edlen von ſeinen Ältern ihm beſtimmten Braut, der Liebe ſeines Vaters, und dem Frieden in ſeiner Familie entſagte, um mir, der Verlaſſenen, Heimathloſen ſeine Hand zu reichen, der mich auf ſeiner Väter Burg führte,

dort alle Reize des Lebens um mich versammelte, und den ich dennoch — — O Gott! Laß mich abbrechen! Es ist zu peinigend, diese Bilder zurückzurufen!

Ich habe Lothar seit der unglücklichen Stunde, wo ein Blitz die Nacht um mich erhellte, und mir die ganze Tiefe meines Jammers zeigte, nicht mehr gesehen. Er scheint mir zu zürnen. Hat er wohl ein Recht dazu? Warum hat er mir verborgen, was er von Fahrnaus Schicksal wußte, warum auf alle meine ängstlichen Fragen nicht geantwortet?

Liebt mich Lothar wirklich? Oder bin ich nur sein Spielwerk? Ist Fahrnau mir nachgereiset? Wie verhält es sich mit dem Streit im Kaffehhause? Wird Tengenbach mir noch einmahl erscheinen? Alle diese Fragen steigen eine um die andere verwirrend und quälend aus der Tiefe meiner Brust, und wenn ich kaum durch alle Gründe, die meine Vernunft mir darbiethet, die eine niedergekämpft habe, so erhebt sich die andere wieder, und jede ist so schmerzlich, jede so zwecklos, und jede so unbeantwortet wie die andere!

Den 6ten Abends.

Lothar iſt fortgereiſet. — Er hat einen Brief an mich zurück gelaſſen, ohne Vorwürfe, ohne Bitterkeit; aber eine Eiſeskälte liegt darin.

Eine genaue und gewiſſenhafte Erzählung, die dieſer Brief enthält, ſetzt mich jetzt in Stand, über Fahrnau's Schickſal vollkommen zu urtheilen. Es war nicht Liebe zu mir, es war Haß gegen Lothar, was ihn antrieb, uns nachzuſetzen. Er hatte beſtimmt erklärt, daß er entſchloſſen war, ſobald er Rache an Lothar genommen haben würde, zu Leonoren zurückzukehren, deren Bild wieder in allem Zauber erſter gekränkter Liebe vor ihm ſtand. Abgeriſſene Blätter von ſeiner Hand, die der Erzählung beylagen, beſtätigten dieß. Der Vorfall im Kaffehhauſe war ſo, daß ihn nur ein hitziges Fieber entſchuldigen und begreiflich machen konnte. Das Franzöſiſche Gouvernement war nicht nur berechtigt, ſondern wohl bemüßigt, ſich eines Menſchen zu verſichern, der ſich ſolche Äußerungen erlaubt hatte. Aber das Gefühl, ſich ſeiner Freyheit beraubt zu ſehen, erhöhte ſeine fieberiſche Aufreizung erſt zur höchſten Wuth. Krankheit und Raſerey kämpften in ſeinem Körper wie in ſeiner Seele, die erſchütterte Natur drohte in ſich zu zerfallen, oder wenigſtens, wenn das phyſiſche Leben

erhalten werden konnte, der Geist in der allgemeinen Zerrüttung unterzugehen.

„So war sein Zustand“ fährt Lothar in seinem Briefe fort, „als Sie zuerst in **ach mit der Angst der Liebe nach ihm fragten. Ich hielt es für gerathener, und für schonender, Sie in gänzlicher Unwissenheit über diese, in jedem Fall traurige, Alternative zu lassen. Erst wenn, wie ich hoffte, durch die Länge der Zeit, durch eine ruhigere Besinnung, und — lassen Sie mich hinzufügen, was meine Selbstliebe mir zuweilen schmeichelnd zuflüsterte! — durch die Gewohnheit mit mir zu leben, Ihr Herz von seinen alten Wunden ganz geheilt wäre, wollte ich dann mit der Wahrheit, wie sie immer bis dahin sich gestaltet haben würde, hervortreten, und Sie Alles klar sehen lassen, in sofern Ihr Herz es würde vertragen können.“

„Ich erhielt mich seitdem in steter Kenntniß von dem Zustand des Unglücklichen. Das war mir vergönnt, obwohl ich keinen Einfluß auf sein Loos nehmen konnte. Ich that es — um Ihrentwillen. Die letzten Nachrichten waren schlecht. Man erwartete seinen Tod. Da führte ein Zufall Leonoren zu Ihnen. Ich sagte, was ich für wahr hielt. Nur Ein Unrecht habe ich zu bekennen. Ihre leidenschaftliche Angst machte mich in einer Art von

Aufwallung für schon geschehen aussprechen, was noch nicht entschieden war.“

„Da ich mich aber überzeugte, wie sehr der ehemahls Geliebte noch immer in Ihrem Herzen herrscht, so habe ich nunmehr mit doppelter Sorgfalt meine Nachforschungen angestellt, und ich kann Ihnen nun sagen, daß er lebt, ja daß man Hoffnung hat, ihn herzustellen. Ich habe für seine beste Pflege Anstalt getroffen. Der erste Arzt in Mantua besucht ihn täglich. Wie es mit der Herstellung seiner geistigen Kräfte seyn wird, muß die Zeit lehren, die denn auch, wenn er genesen seyn wird, und die Untersuchung seines Vergehens beginnen kann, über seine Zukunft entscheiden muß. Glauben Sie aber, gnädige Frau, daß es mir eine heilige Pflicht seyn wird, sowohl für ihn, der Ihnen, wie die Erfahrung mich gelehrt hat, noch so theuer ist, treulich zu sorgen und zu wirken, was ich vermag, als auch, so viel es unsere Entfernung gestattet, Sie in der nöthigen Kenntniß seiner Lage zu erhalten. Unterdessen schalten Sie als Frau und Meisterinn über mein Haus, über meine Leute und Effecten. Piatti, mein Secretär, der Ihnen diesen Brief bringt, hat die gemessensten Aufträge von mir, sich in Allem unbedingt nach Ihrem Willen zu richten.“ So schreibt Lothar — und verläßt mich!

Mein Kopf ist ganz wüste. In dem Chaos der sich wild jagenden Gedanken unterscheide ich nur Einen, der bestimmt und hell über alle hervorragt. Ich muß zu ihm, ich muß ihn sprechen, ich muß mich vertheidigen, ich muß — O Liebe! Wie wird meine Natur diese neuen Stürme ertragen?

Neun und dreyßigster Brief.

Lothar an den Obersten Fierolles.

Udine den 20ten April 1811.

Die Welt schüttelt sich aus ihrem trägen Schlummer, und es kommt wieder Bewegung in die ruhigen Massen. Es bereiten sich große Dinge, und die gewaltige Entwickelung, welcher die aufgährende Welt entgegenreift, fängt an, das Dunkel in leuchtenden Puncten zu durchbrechen. Dießmahl scheint die Richtung der mächtigen Kräfte nordwärts zu deuten. In Deutschland, dem ewigen Feuerheerd fremder Flammen, die sich in ihm zu seinem Verderben entzünden, wird eine Zusammenkunft der Monarchen seyn, und es werden alle Maaßregeln gegen den gewaltigen Riesen im Nordosten Europa's verabredet werden.

Mich ergreifen diese mächtigen Rüstungen mit einer Art von Zauber. Es reißt mich hin, hier

ebenfalls thätig einzugreifen, und nicht bloß mit dem Geiste lenkend und ordnend, sondern auch mit der Kraft meines äußeren Ichs an der großen Entscheidung mitzuwirken, die das Schicksal der Europäischen, und vielleicht der Menschheit überhaupt bestimmen wird. Ich habe mich bisher in Mancherley versucht, und als Künstler, als Schriftsteller, und Diplomatiker nicht Unbedeutendes geleistet. Jetzt drängt es mich, diese stillen Bahnen zu verlassen, aus dem täglich gleichen Geleise des Geschäftsmanns, wo heut ist, wie gestern war, und morgen seyn wird, wie heute, in das große freye Leben hinauszutreten, und auch einmahl das Loos jedes Tages aus der Hand des launenhaften Zufalls zu erwarten. Ich will Kriegsdienste nehmen. Mein jetziger Posten sichert mir auch in der neuen Laufbahn einen bedeutenden Platz, und es ist doch nirgends möglich, die Wirkungen seines Strebens, und was die innere Kraft gilt, in so lebendiger frischer Thätigkeit zu fühlen, als in diesem Stande. Mich reizt das bewegte Leben, so wie der schimmernde Kranz am Ende der Bahn. Wir werden auch auf diese Weise Brüder seyn, Fierolles!

Es hat hier für mich in der letzten Zeit einige verdrießliche Geschäfte gegeben. Um diesen Fahr-

nau und sein Schicksal war ein Treiben, ein Drängen, und eine Bewegung, daß ich mir mit einem Gewaltstreiche Luft machen mußte.

Der Hof zu **, viele angesehene Privatpersonen, sogar einige Große hier in Italien, die ihn früher gekannt haben, endlich seine Frau, Rosalie, und ein gewisser Tengenbach, der mit der Fahrnau hierher gekommen ist, und mir durch seine Nachforschungen, durch das Geld, das er mit vollen Händen wegwirft, und durch seine Schlauheit am meisten zu schaffen machte, Alles verwendete sich für den Gefangenen, und es ist, als ob jeder einen Freund oder einen Bruder an ihm zu retten hätte. Was haben sie denn an ihm?

Es soll ihm fürwahr kein Haar gekrümmt werden. Ich will ihn nur unschädlich machen. Er war schwer krank, nun ist er genesen. Er wird anständig gehalten. Was will man mehr? Machen sie mir es zu arg, so wird es nur zu seinem Schaden seyn.

Ich habe mich seinetwegen mit Rosalien überworfen. Sie ließ sich von ihrer leidenschaftlichen Schwäche, vom Mitleid mit Leonoren, welche kam, um seine Freyheit von mir zu erbitten, auf eine Weise hinreißen, die ich unmöglich in dem Verhältniß, in welchem ich mit ihr lebe, gelassen an-

sehen konnte. Ich strafte sie, indem ich durch drey Tage nicht vor ihre Augen kam, und am vierten abreiste, nachdem ich ihr einen kalten, aber höflichen Brief geschrieben.

Was ich vorhergesehen hatte, geschah. Sie kam mir nach. Jetzt sind wir versöhnt, und stehen zusammen auf dem besten Fuß. Man muß sich nur hüthen, sich von dem Schwindel, der sie hinreißt, mitziehen zu lassen. Es wäre für den, der es zugäbe, und für sie selbst das größte Unglück. Rosalie bedarf eines Freundes, der sie ganz durch- und übersieht, und sie im festen unausweichbaren Geleise hält und lenkt. Ich behandle sie so. Sie jammert bisweilen, und dankt mir oft. Sie ist liebenswürdig, sie ist edel, sie ist schön, aber sie ist schwach.

Ich weiß noch nicht recht, was mit ihr geschehen soll, wenn ich mein Vorhaben ausführen, und in der Linie dienen werde. Sie wird sich nicht von mir trennen wollen. Auf jeden Fall kann sie nach Deutschland gehen, und sich dort irgend eine angenehme Stadt zum Aufenthalt wählen. Wie sich dann die schnellen Loose wenden, soll sie meiner Spur folgen, so weit es thunlich ist. Ich werde jederzeit trachten, möglichst für sie zu sorgen. Vielleicht bringe ich sie zu Dir und Bertha. In eurer

Nähe hoffe ich auch diesen Sommer noch eine Bekannte zu finden, deren Umgang fortzusetzen mir erwünscht ist. Es ist die Gräfinn Lichtwerth, deren Güter nicht weit von **au liegen. Das könnte, ehe der Sturm losgeht, noch ein hübsches Beysammenleben geben. Leb wohl!

Vierzigſter Brief.

Julius von Tengenbach an Herrmann Walter.

Waldemuth den 20. May 1812.

Unſere beſchwerliche und traurige Reiſe iſt geendet. Was der Endzweck dieſer mühevollen Anſtrengung war, haben wir nicht erreicht, was wir nicht zu finden dachten, iſt uns begegnet. Ein unglücklicher Zufall führte mich in Mailand mit der Perſon zuſammen, der zu begegnen mir auf Erden das Peinlichſte ſeyn mußte. Eine Aufwallung beſſeren Gefühls hatte ſie angetrieben, Leonore, nach einer ſchmerzlichen Scene in Lothars Hauſe, in ihren Gaſthof zurück zu begleiten. Ich ſtand im Saal, wie die beyden Frauen eintraten. Ein Todesſchrecken durchzuckte die Schuldige. Sie floh mit einem Schrey des Entſetzens. Wehe dem, der irgend eines Menſchen Anblick zu ſcheuen hat!

Ich hatte ſie nur zu gut erkannt, und auch mich

erschütterte der Moment. O was war diese Gestalt mir einst gewesen! Wie unendlich viel hatte ich um ihren Besitz verschleudert!

Dieses Zusammentreffen machte mir den Aufenthalt in Mailand furchtbar, und Leonore hatte dort nichts mehr zu hoffen. Wir eilten also, es zu verlassen, und erreichten vor acht Tagen das stille Rosenstein. Nichts als fehlgeschlagene Hoffnungen und traurige Erfahrungen besonders über die Selbstsucht und die niedrige Eitelkeit der Menschen sind die Ausbeute dieses monathlangen Strebens. O Herrmann! Ist es das nahende Alter, dem ein widriges Geschick mich vor der Zeit entgegenführt, ist es eine zu reizbare Empfindlichkeit, oder ist eure Welt, seit ich sie nicht gesehen, wirklich um so viel schlechter geworden? Ein unheimlicher Geist hat sich der Menschen bemächtigt, jener Geist des Eigennutzes, der Speculation, und der Gewinnsucht, der, wenn er einmahl die ganze Masse des Volkes durchdringt, gewiß nur äußerst verderblich auf das innere Heiligthum in uns wirken muß. Ich ehre den Handel und den Kaufmannssinn, wie ich soll. Es ist eine Richtung der menschlichen Fähigkeiten, der wir eine Menge der köstlichsten Lebensgüter, so wie unzählige Bereicherungen im Gebiethe der Wissenschaften, und reelle Kenntnisse danken. Mit

goldnen Fäden bindet er entlegene Welttheile, knüpft aus Bedürfniß und Besitz tausend wohlthätige Verhältnisse, und macht die Schätze, welche des Schöpfers Allmacht in verschiedenen Gegenden zerstreute, zum Gemeingut der ganzen Erde. Mit großem Sinn und echter Richtung getrieben war er auch von jeher ein Segen für die Menschheit, und einer der mächtigsten Hebel der Cultur. Aber das, was ich jetzt kennen gelernt habe, ist keineswegs jene große beglückende Erscheinung; es ist ein elendes, verkrüppeltes und verkrüppelndes Wesen, ein gieriges Haschen und ein rastloses Streben nach immer Mehr, nicht um die Mittel zu nützlichem Wirken und edlem Genießen in Händen zu haben, sondern um prunken und schwelgen zu können. Und, was das Auffallendste ist, dieser Geist der Unruhe scheint in alle Stände und in alle Alter gefahren zu seyn. Alles speculirt, Alles trachtet, Niemand ist mit seiner Lage zufrieden, und nur Wenige können es auch wirklich seyn. Derselbe Trieb nach Glanz und den Mitteln, diesen zu erlangen, jagt die Menschen immer vorwärts zu einem unbestimmten Ziele; derselbe Wunsch, zu erraffen, lehrt Schlauheit, Übervortheilung und Betrug, entzieht denen, die bisher noch fern von ähnlichen Trieben waren, ihren rechtmäßigen Besitz, und zwingt nach

und nach durch die Unsicherheit des Eigenthums auch diese, sich zu dem großen Haufen der Speculanten zu schlagen. Die Umstände der Zeit, das Schwankende alles Besitzes und aller Zukunft tragen das ihrige zu dieser Rastlosigkeit bey, und machen die Menschen klingendes Geld als den besten Repräsentanten aller Erdengüter, und als das Wünschenswertheste ansehen, was sie erringen können.

So versinkt das Bessere in ihnen in unreinem Treiben und entwürdigender Unruhe. Kein Sinn für Edles und Schönes kann bey solchem kleinlichen und unwürdigen Treiben aufkommen. Es ist nicht mehr der Geist, der einst die Hansa, die Reichsstädte, den niederländischen Handel, die Italienischen Republiken beseelte, der die Künste liebte und schützte, der das Leben verschönerte, und seine Hand beglückend über die Welt hinstreckte. Die Kunst geht nach Brot. Diese reichen Emporkömmlinge, die aus dem Staub, aus welchem sie sich schnell und unerwartet aufschwangen, niedrige Gesinnungen und schlechte Erziehung mitgebracht haben, kennen kein anderes Glück, als die Nachäffung der höheren Stände in ihrem Glanze, ihren Thorheiten und ihren Lastern, ohne auch nur Eine der besseren Regungen zu empfinden, die in jenen doch noch öfter

ihre Fehler vergüten. Der Mittelstand, besonders die Klasse der Gelehrten und des niedrigen Adels, bey denen sonst die feinste und höchste Ausbildung des Geistes war, und die einen edlen Theil der Nation ausmachten, sind in Dürftigkeit und beynahe in Verachtung gesunken. Sie haben besseres Wollen ohne Mittel, während jene Glückspilze die Mittel und keinen Sinn dafür haben. So geht denn das Gute allmählig verloren, und ein armseliges Geschlecht wird an die Stelle des jetzt verblühenden kommen.

Diese traurigen Betrachtungen haben sich mir, seit ich Europa wieder betreten habe, und so auch auf dieser letzten Reise, die mich mit gar mancherley Menschen in Berührung brachte, schmerzlich aufgedrungen, und wahrlich nicht dazu beygetragen, meinen Geist, den so manches ältere und neue Weh drückt, angenehm zu erheitern. Den Oheim habe ich kränklich gefunden, Leonorens Geschick ist nicht gebessert, und vor mir liegt die Zukunft so düster, wie ehemahls. Nur an Einem Ort könnte mir recht, recht wohl werden, und auch von diesem Orte hält eine Empfindung, die ich nach und nach nur zu gut zu verstehen anfange, mich warnend ab. Es ist Leonorens Schloß, in dem sie mit stillem Geist und frommer Sitte waltet.

Frieden und heitere Ordnung, Rechtlichkeit und Menschenliebe sprechen sich in jeder Anstalt, in jedem Benehmen der Glieder des Hauses aus, ein freundlicher Geist weht an dieser Schwelle, und umfängt wohlthuend den Eintretenden. Ich bin einheimisch da geworden, die Kinder hängen an mir, und Leonore empfängt mich jederzeit mit warmer achtungsvoller Freundschaft. — Ach! Sie ist ein Engel!

Lächle nicht, lieber Herrmann, über diesen oft gebrauchten und mißbrauchten Ausdruck! Ich verstehe nicht darunter, was man gewöhnlich damit bezeichnet, ein schönes, sanftes Weib. Aber wenn die höchste Reinheit des Gemüthes, wenn unbedingte Achtung für jede Pflicht, Heiligkeit der Gefühle und ein himmelwärts gewandter Sinn die Eigenschaften sind, welche jene höheren Intelligenzen zu dem machen, für was wir sie halten, zu Bothen der Allmacht, zu Hüthern der Sterblichen, zu unsichtbaren Freunden, die im Herzen ihrer Pflegbefohlenen edle Gefühle und fromme Entschlüsse wecken — dann ist Leonore sicher ein Geist solcher Art.

So leitet sie ihr Hauswesen, verbreitet überall Gutes und Nützliches, wirkt in höchster Einfalt und Ruhe, lenkt die Herzen ihrer Kinder zur Tu-

gend, ihrer Hausgenossen zur Rechtlichkeit, vergißt sich über Andere, und hat auch keinen Begriff davon, wie man, so lange noch für Andere, oder für die Pflicht etwas zu thun übrig ist, an sich denken, oder wie man ihr das zum Verdienst anrechnen könne. Ich habe sie so in Rosenstein, am meisten aber auf der Reise gefunden, wo nie die Größe des Opfers, nie die unendliche Beschwerlichkeit eines Schrittes, sondern nur seine Nothwendigkeit oder der Nutzen, der für ihren Gemahl daraus fließen konnte, in Betrachtung kam. So hat sie sich zu dem entsetzlichsten Unternehmen, mit Lothar zu reden, selbst auf die Gefahr hin, der Person zu begegnen, deren Anblick ihr, so schmerzlich seyn mußte, entschlossen, und alle meine Gegenvorstellungen fruchteten nichts, denn sie versprach sich davon etwas für Fahrnau's Wohl. Sie ging, und fand, was sie zu finden zitterte. Selbst Lothar und Rosalie wurden mit Achtung für sie erfüllt. Leonore ahnet nicht, was ich bey dem Anblick derjenigen empfand, die sie halbohnmächtig, und von der Todesnachricht ihres Gemahls ganz niedergedrückt, nach Hause begleitete; sie ahnet nicht, wie tief sie in meinem Herzen wühlt, wenn sie jetzt noch oft von Rosalien spricht, und mit der Nachsicht und Milde eines höheren Wesens die Schwächen dieser

Frau entschuldigt, und ihr verzeiht, was sie gegen sie verbrochen, weil es doch nur aus Liebe zu dem Manne geschah, dem auch sie alle ihre Kräfte, ihre Wünsche und ihr Verlangen geweihet hat. Ich vermag nicht ihr zu entdecken, wie diese Sachen zusammenhängen. Es sträubt sich ein inneres Gefühl in mir dagegen, ihr zu gestehen: Sieh! Jenes Weib, das Dir durch ihre leidenschaftlichen Lockungen Deinen Gemahl entrissen, das sich nun an einen kühnen Abenteurer hinwirft, ist dieselbe, die ich einst in rasender Verblendung Dir vorzuziehen fähig war! Und endlich, wenn ihr Beginnen mich auch quält, so liegt für mich eine Art von Beruhigung darin, durch sie zu leiden.

An die Nachricht von Fahrnau's Tode glauben wir kaum mehr. Die Gründe, daran zu zweifeln, sind zu wichtig und zu viel. Meine Erkundigungen waren nicht ganz fruchtlos. An dem Tage, wo Lothar Leonoren mit der Todesbothschaft zu schrecken, und jede Nachforschung auf einmahl zu vernichten glaubte, hat ihr Gemahl noch gelebt, ja er war, obgleich noch krank, doch auf dem Wege der Besserung. Seitdem hat es mir freylich nicht mehr gelungen, etwas Bestimmtes zu erfahren; wir haben aber nach Mantua geschrieben, und uns in der Voraussetzung, daß jenes wichtigen Mannes Nachricht

wahr sey, einen Todtenschein ausgebethen. Dieser ist bis jetzt nicht erfolgt, und so darf Leonore die Hoffnung billig nähren, daß Fahrnau noch lebe.

Sie nährt sie auch, und findet in ihr, und ihrem frommen Sinn eine unerschöpfliche Quelle der Beruhigung in den trübsten Stunden. Auch will sie sich bald wieder mit ihrer Staffeley beschäftigen. Sie mahlt wirklich mit Meisterschaft. Ich habe Arbeiten gesehen, die ihr einen bedeutenden Rang unter ihren Kunstgenossen sichern würden, wenn sie sich entschließen könnte, sie öffentlich zu zeigen. Aber davor schaudert ihre zarte Weiblichkeit zurück, so wie ihr stiller Sinn allein an den Werth ihres Talents nicht glaubt, den doch jeder anerkennen muß, welcher ihre Arbeiten sieht. Sie scheint nur sich und ihren Lieben zur Lust zu mahlen. Sich in ihren Kunstgebilden zu ergötzen, zu verlieren, und ihrem Gemahl oder einigen Freunden Freude damit zu machen, ist der Endzweck ihres Fleißes. Übrigens fließt dieses bedeutende Talent nirgend störend auf ihr häusliches Leben ein. Sie weiß die Künstlerinn sehr bestimmt von der Hausfrau zu scheiden, und jeder zu geben, was ihr gehört. Dennoch verschmilzt auf der andern Seite das Eine so schön ins andere. Sie würde minder liebenswürdig seyn als Frau, wenn ihr dieser hohe Sinn

für Kunst fehlte, und minder achtungswerth als Künstlerinn, wenn sie ihrem Talent auch nur Eine ihrer Pflichten opferte. O Herrmann! Welche Frau ist diese Leonore!

Doch ich habe Dir schon so viel geschrieben und wenn ich Alles übersehe, so sind es, einige Zeilen ausgenommen, nichts als Ansichten und Träume. Aber Du kennst mein Gemüth, seine Eigenheiten und seine — Schwächen. Diese fühle ich besonders in diesen Augenblicken recht sehr, aber ich kann ihnen nicht entgegen arbeiten, und nicht entfliehen. Mich binden höhere Rücksichten, und so mag denn auch diese stürzende Fluth der Leiden, wie so manche frühere, über mich ergehen!

Ein und vierzigſter Brief.

Roſalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Roveredo den 3ten Junius 1812.

Ich bin auf dem Wege nach Deutſchland. Unſere Reiſe geht ſehr ſchnell, und wir ruhen hier nur ſo lange aus, als Lothar mit den bürgerlichen Behörden in beſonderen Aufträgen zu ſprechen hat.

Zwey Monathe waren, ſeit jenen entſetzlichen Auftritten zu Mailand, in dem ſtillen Genuß geiſtiger und körperlicher Ruhe verfloſſen. Jetzt ergreift mich der Sturm von Neuem, und ſchleudert mich recht mitten in die beweglichen Wirbel des allerthätigſten und unruhigſten Lebens hinein. Ich begleite Lothar nach Dresden. Er hat Kriegsdienſte genommen. — In dieſen Worten liegt ein Abgrund von Sorgen, Qualen und Unruhen für mich. So darf ich denn niemahls aufhören zu zittern? Und wenn eine milde Verkettung freundlicher Ver-

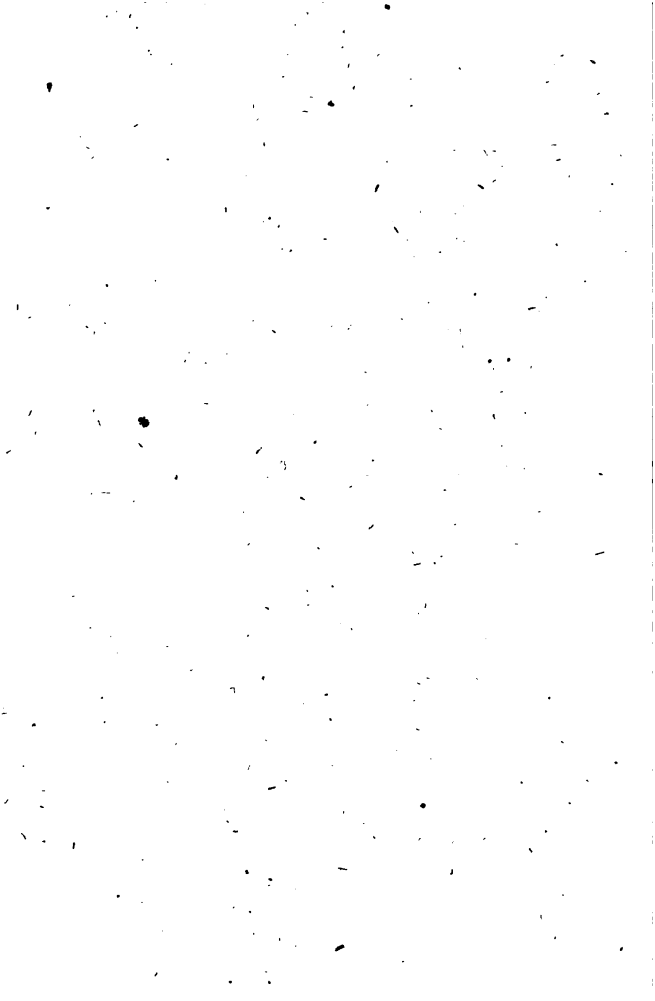
hältnisse meinem von den Zweifeln, Ängsten und Unsicherheiten des rauhen Lebens ermüdeten Wesen einmahl eine täuschende Ruhe verspricht, dann darf ich ihrer nur so lange genießen, um in dem kurzen Zwischenraume eines behaglichen Daseyns, die Köstlichkeit desselben, und die Qual, daraus fortgetrieben zu werden, schmerzlicher zu empfinden.

Eine neue Welt umgibt mich jetzt, aber ihre Berührung ist nicht freundlich. Lothars frühere Dienste als Offizier in der Nationalgarde während der Revolution in Mainz und Paris, und sein jetziger bedeutender Rang verschafften ihm den Posten eines Obersten bey einem Italienischen Linienregimente, und in dieser Eigenschaft reiset er nach Dresden, wo er sich, bis sein Regiment, das schon auf dem Marsch ist, dort eintrifft, mit den Leitern des großen bevorstehenden Kriegswerkes zu besprechen hat.

Ich sehe jetzt fast nichts als Militär um mich, und die Schnelligkeit, das Pünctliche, das schonungslose Dahinfahren dieser gewaltigen Massen über jede Rücksicht und umgehende Gefälligkeit bürgerlicher ruhiger Verhältnisse hat für mich etwas sehr Peinliches. Das Soldatenleben soll, wie man sagt, viel Poetisches in sich haben. Ich kann es nicht finden. Für mich treten die-

se gewaltigen Mächte so feindselig in's stille Leben hinein, und ich sehne mich, wie nach dem Paradiese einer goldnen Kindheit, nach meinem stillen Aufenthalt in Florenz, Mailand und zuletzt in Venedig zurück. Ach da war ich glücklich! Ein großes Mißverständniß war zwar in den letzten Tagen unsers Aufenthalts in Mailand, wie ich dir berichtete, sehr trennend zwischen uns getreten; aber meine Liebe, meine Aufrichtigkeit, der offene Wunsch, alles zu erklären, und mich in allem nach dem edelmüthigen Freund zu richten, der selbst im Feinde den unglücklichen Menschen nie zu schätzen verlernt hat, gewannen mir seine Aussöhnung. Ich lebte an seiner Seite, unter seinem Schutz, so selig und still, und selbst die schmerzlichen Erinnerungen an früheres Unrecht und an manchen Schritt, den ich besser nicht gethan hätte, verloren ihren Stachel zum Theil, oder traten wenigstens in den Hintergrund des gestillten Herzens zurück.

Da ertönt der Ruf der Kriegstrompete, die den unglückseligen Erdkreis zu neuen Scenen des Jammers aufschreckt, und ein Funke des Ehrgeizes, und des Thatendurstes fällt in die sonst klare Seele des ruhigen Freundes, und entflammt sie zu

Wünſchen und Unternehmungen, neben denen mein ſtilles Glück zu Grunde gehen muß.

Eine einzige freundliche Ausſicht öffnet ſich mir in dem wüſten Dunkel einer unbeſtimmbaren Zukunft. Ich werde Dich wiederſehen! Lothar hat mir verſprochen, mich zu dir zu bringen, wo ich von dem wahrſcheinlichen Kriegstheater nicht ſo fern ſeyn, und, wenn ihn ſeine neue Beſtimmung von meiner Seite ruft, doch in dem Arm der Freundſchaft einigen Troſt bey ſeiner Entfernung finden werde. O nimm mich auf, liebe Bertha! Ich bringe dir ein Herz voll Sorgen, Klagen und Unſicherheit, aber ich weiß, du wirſt Geduld mit mir haben. Leb wohl!